

Young Boys: Urs Paul Engeler über das neue Wunder von Bern

Nummer 14 – 5. April 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Die Migros geht baden

Was die unerfreulichen Geschäftszahlen für die Schweiz bedeuten.

Von Beat Gygi und Christoph Mörgeli

Freund Putin

Wie der Westen die kaputte Beziehung reparieren könnte.

Von Gabriele Krone-Schmalz und Wolfgang Koydl

Helene Fischer, Heidi Klum, Kleopatra

Der Mann als Chance und Risiko. *Von Claudia Schumacher*



KIRCHHOFER

SWITZERLAND

CASINO GALLERY – INTERLAKEN

Die weltweit grösste Auswahl an Schweizer Uhrenmarken unter einem Dach!

Edle Diamanten, Designer Lederwaren und Accessoires, hochwertige Kosmetik-Produkte, exklusive Geschenke und lokale Souvenirs



Designer Lederwaren und Accessoires von

BOTTEGA VENETA GUCCI Salvatore Ferragamo BALLY MCM COACH



Hochwertige Kosmetik-Produkte von

la prairie LA MER VALMONT celcosmet cellmen ESTÉE LAUDER

Kirchofer Casino Gallery • Höheweg 73 • 3800 Interlaken • Schweiz
Tel. +41 (0)33 828 88 80 • Fax +41 (0)33 828 88 90 • info@kirchofer.com

WWW.KIRCHHOFER.COM



AUDEMARS PIGUET

BLANCPAIN

Chopard



ZENITH

JAQUET DROZ

HUBLOT

ROGER DUBUIS

BREITLING
1884

PANERAI

BVLGARI

CHANEL

HYT

HERMÈS

ETERNA

PORSCHE DESIGN

Bell & Ross

ORIS

FENDI
TIMEPIECES

TITONI

ALBERT RIELE
SWISS WATCHES 1981

AEROWATCH

SILVANA

CHARRIOL

ROAMER

SWISS MILITARY
HANOWA

cloude bernard

VACHERON CONSTANTIN

PIAGET

Cartier

IWC
SCHAFFHAUSEN

ULYSSE NARDIN

PARMIGIANI
OROLOGIERI

Glashütte
ORIGINAL

GP
GIRARD-PERREGAUX

FRANCK MULLER
GENÈVE

CORUM

TAG Heuer

BAUME & MERCIER

MONT
BLANC

EBEL

CENTURY

RADO

FREDERIQUE CONSTANT

GUCCI
Timepieces

RAYMOND WEIL

PERRELET

DOXA

Louis Erard

TISSOT

MOVADO

MIDO

BÖREL

CERTINA

EDOX



Antirussische Hysterie: Präsident Putin.

Sie ist die bekannteste Russland-Versteherin Deutschlands – und entsprechend unbeliebt bei den Mainstream-Medien, die sich nach dem Giftanschlag in Grossbritannien in eine anti-russische Hysterie hineingesteigert haben: Gabriele Krone-Schmalz. Die Bestsellerautorin beobachtet die rasante Verschlechterung im Verhältnis zwischen Russland und dem Westen mit grosser Sorge. In einem Beitrag für die *Weltwoche* macht sie Vorschläge, wie man die Eskalationsspirale durchbrechen und die Grundlage für eine neue Russlandpolitik schaffen könnte. Dazu müsste der Westen indes seine Konfrontationsstrategie aufgeben. Sergei Garmonin, Moskaus Botschafter in Bern, ist überzeugt, dass der Fall Skripal nur ein Vorwand war, um Russland zu diskreditieren. Im *Weltwoche*-Interview erklärt er die Bereitschaft des Kremls, auf den Westen zuzugehen. Aber: «It takes two to tango.» **Seite 16–19**

Beim Bahnhof in der Nähe der *Weltwoche*-Redaktion wird wieder einmal ein Laden umgebaut. Vorher war für kurze Zeit ein Migros-Kleinladen dort, jetzt soll etwas Gesünderes angesiedelt werden: ein Hitzberger-Laden, der bekömmliche und gehobene Schnellverpflegung anbietet. Moment, das ist doch auch Migros! Im vergangenen Jahr hat die Genossenschaft Migros Zürich die Hitzberger AG übernommen. Was ist eigentlich nicht Migros? Die zum orangen Riesen gehörende Kette Activ Fitness hat ebenfalls 2017 alle 22 Standorte der Silhouette Wellness SA übernommen, Digitec und Galaxus gehören zur Migros-Gruppe. Der Name des Konzerns begegnet einem an Konzerten oder Ausstellungen, und kürzlich wurde Migros zum fünften Mal in Serie in der jährlichen Umfrage des Marktforschungsinstituts GfK zum renommiertesten Unternehmen der Schweiz gekürt. Alles scheint zu klappen. Wir

haben die Geschäftszahlen angeschaut, es zeigt sich, dass die Gruppe schwer geworden ist. Etliches, was zusammengekauft wurde, rentiert nicht, der neue Konzernchef Fabrice Zumbrunnen muss nach dem Abtritt von Herbert Bolliger aufräumen – in einer Zeit, in der Online-Handel und ausländische Konkurrenten den traditionellen Handel angreifen. **Seite 26**

Vor sechs Jahren gab es ein politisches Donnerwetter, weil die Pensionskasse der SBB vom Bund mit 1,2 Milliarden Franken gestützt werden musste. Das Parlament gab das Geld erst frei, als zukünftige Rettungsaktionen für alle Zeiten ausgeschlossen wurden. Durch ein solches Stahlbad im Parlament wollte ein anderer Bundesbetrieb nicht gehen: Wie die *Weltwoche* herausfand, hat die Post immer wieder dreistellige Millionenbeträge zur Stützung ihrer Pensionskasse verwendet, mit Duldung des Bundesrates. Auf diese Weise wurden total fast vier Milliarden Franken der öffentlichen Hand vorenthalten und für verdeckte Lohnerhöhungen bei den Pöstlern eingesetzt. **Seite 41**

Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán gilt bei den Parlamentswahlen am Sonntag einmal mehr als Favorit. Schon jetzt ist er, nach zwölf Jahren im Amt, einer der erfahrensten Regierungschefs Europas. Sollte ihm die Wiederwahl gelingen, will er in den nächsten vier Jahren seine Partei verjüngen, die Beziehungen zu Deutschland verbessern und seine eigene Nachfolge vorbereiten. In der Flüchtlingspolitik will er kompromisslos bleiben. Boris Kálnoky skizziert Orbáns Zukunftspläne. **Seite 44**

Ihre Weltwoche

GESTRESST? ÜBERFORDERT? ERSCHÖPFT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)

Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Chris von Rohr, Peter Ruch,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli,

Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Arr-Director*),

Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler,

Corina Mühle (*Assistentin*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Sandra Noser,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),

Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH

Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Druck: Print Media Corporation, PMC,

Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Die andere Sicht

**Roger Köppel im Gespräch mit
Michael Haefliger, Intendant Lucerne
Festival, über die brisanten Themen
des Monats**

Donnerstag, 19. April 2018

Ort: Kultur- und Kongresszentrum Luzern, Auditorium, Europaplatz 1, Luzern

Beginn: 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

Anmeldung bis 17. April erforderlich an:
ontheroad.haefliger@weltwoche.ch

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail
(beschränkte Teilnehmerzahl).

Weitere Veranstaltungen:

2. Mai: Chantal Galladé, Winterthur; ontheroad.gallade@weltwoche.ch

17. Mai: Anita Fetz, Basel; ontheroad.fetz@weltwoche.ch

Genauere Informationen folgen.

Onkel Ho

Erstaunlich einseitiges Gedenken an den Vietnamkrieg.

Von Roger Köppel

Dieser Tage und Wochen erinnern die Zeitungen an den Vietnamkrieg, der 1968, also vor fünfzig Jahren, besonders heftig tobte. Dieser grässliche, verlustreiche Bürgerkrieg, in den auch die Weltmächte hineinpfaschten, dauerte insgesamt von 1946 bis 1989. Je nach Schätzungen verloren dabei zwei bis fünf Millionen Vietnamesen das Leben.

Für die Amerikaner, die im Dschungel den Vormarsch des Weltkommunismus zu stoppen hofften, erwies sich der von noblen Vorsätzen getragene Einsatz als Fiasko: Die Supermacht musste 1975 geschlagen, präziser: sieglos abschleichen. Knapp 60 000 G.I.s kehrten in Leichensäcken zurück. Zwei US-Regierungen, deren Präsidenten wohl nicht zufällig massive Alkoholprobleme bekamen, implodierten.

Möglicherweise hätte es auch die 68er Bewegung ohne den Vietnamkrieg nie gegeben. Die Studentendemonstranten in den Grossstädten des Westens machten sich freilich wenig Mühe, den Konflikt und seine Hintergründe zu verstehen. Für sie war klar aus sicherer Distanz: Hier wurde ein armes Drittweltvolk um den liebenswert onkelhaften Asketen-Anführer Ho Chi Minh von entmenschten US-Imperialisten ausgeblutet. Die Amerikaner lösten, vor allem in Deutschland, vorübergehend die Deutschen als globale Superschurken ab.

Das ist ungefähr die Sicht, die man heute noch in den zahlreichen Vietnam-Gedenk-artikeln serviert bekommt.

Und sie hat ja auch einiges für sich: Die Amerikaner haben tatsächlich gewaltige Fehler gemacht und schreckliche Verbrechen verübt. Mit der ihnen eigenen Mischung aus hochfliegendem Idealismus und stumpfer, effizienter Brutalität nahmen sie einen fadenscheinigen Bootszwischenfall im Südchinesischen Meer 1964 zum Anlass, sich dann auch offiziell mit Bodentruppen, Bombern und Napalm in den Vietnam-Konflikt hineinziehen zu lassen.

Das Land war mit einem Bürgerkrieg zwischen dem kommunistischen Norden und dem von einer korrupten, aber mit dem Westen befreundeten Clique beherrschten Süden bereits ein in Explosion begriffenes Pulverfass. Ohne amerikanische Hilfe hätte sich das Regime in Saigon nie halten können. Umgekehrt waren die freiheitsliebenden Südvietnamesen mehrheitlich gegen die aggressiv und machtvoll vordringenden Nordstaatler, denen die Russen und die Chinesen Geld und Waffen lieferten.

Dass ausgerechnet in Frankreich 1968 die Proteste besonders hochschäumten, war nicht

ohne Ironie. Es waren die französischen Kolonialisten, die ihren amerikanischen Kollegen den politischen Trümmerhaufen in Südostasien hinterlassen hatten.

Die Protestler hatten ja recht mit vielem, was sie den Amerikanern vorwarfen. Rückblickend etwas beelendend allerdings ist dieser vielleicht typisch französische Hang zur selbstglorifizierenden Heuchelei. Die Studenten sahen sich als mutige Rebellen, bedienten aber nur brav das offizielle US-Bashing ihrer eigenen Staatsführung, die noch so gern auf die Amerikaner einprügeln liess, um von ihrem eigenen kolossalen Versagen in Vietnam abzulenken.

Geschenkt. Die Amerikaner waren naiv, oft inkompetent, und sie handelten zum Teil auch kriminell. Aber eben nicht nur. Das Bild, das man von ihnen zeichnet, wird der Sache nicht gerecht. Es ist einseitig. Es ist zu einseitig negativ gegen die USA und zu einseitig positiv zugunsten der Kommunisten. Die Kommunisten, die Sozialisten kommen zu gut weg. Nicht nur in Vietnam, generell im Kalten Krieg.

Nehmen wir das Gedenkjahr 1968. Es begann mit der brutalen Missachtung eines Waffenstillstands an einem der heiligsten vietnamesischen Familienfeiertage, «Tet», durch die Nordvietnamesen, die selber den Waffenstillstand gefordert hatten. Mit 70 000 Mann überannten sie die von US- und südvietnamesischen Truppen urlaubsbedingt verwaisten Städte und richteten gewaltige Massaker unter Militärs und Zivilisten an, am schlimmsten in der alten Kaiserstadt Hue.

Von diesen Massakern liest man nichts. Die Zeitungen sind – zu Recht – voll mit anklägenderen Nachrufen auf den kaltblütigen Massenmord der Amerikaner im Bauerndörfchen MyLai vom 16. März 1968. Gemäss Pulitzerpreisträger und Vietnamkenner Stanley Karnow kamen bei dieser schändlichen Gewaltorgie rund hundert Dorfbewohner ums Leben,

ausnahmslos Frauen, Kinder und Alte. Die verantwortlichen Marineoffiziere wurden später verurteilt, wohl aber nicht mit der ganzen Härte des Gesetzes bestraft.

Es ist richtig, dass an diese Schrecken erinnert wird. Keine Zeitung allerdings berichtet darüber, dass nur wenige Wochen vor MyLai, eben in Hue, die Kommunisten während ihrer 28-tägigen Schreckensherrschaft aufs Fürchterlichste wüteten und gezielt schätzungsweise 3000 bis 6000 Menschen umbrachten. Die Namenslisten

der Schlächter waren von «Onkel Ho» und seiner Junta monatelang vorbereitet worden. Ho Chi Minh war keine Mutter Teresa.

Wer nur schon im Verdacht stand, mit dem südvietnamesischen Regime zu sympathisieren, wurde lebendigen Leibes verbrannt, mit Keulen zu Tode geprügelt oder per Genickschuss hingerichtet, darunter auch Priester und Intellektuelle. Sogar Ärzte aus Deutschland wurden ermordet. Bereits 1969 kamen die ersten Massengräber zum Vorschein. Bis heute bezeichnet die Regierung in Hanoi die Massaker von Hue als «Fabrikation» des Westens.

Fast hat man den Eindruck, viele unserer Journalisten sehen es ähnlich. Es gibt hier eine zähe, weltanschauliche Komplizenschaft zwischen den Medien, die solche Verbrechen ausblenden, und der geschichtsklitternden linken Propaganda der Kommunisten. Irgendwie scheint sich das Feindbild USA bei einigen so tief eingegraben zu haben, dass man sich die Vorurteile auch durch unbestreitbare Fakten nicht mehr nehmen lassen möchte.

Der Vietnamkrieg war der erste Krieg, der weltweit mit Bildern und Emotionen bis in die Familienstuben hinein geführt wurde. Es war auch ein Krieg, der die ungeheure Manipulationskraft der Bilder und der Medien deutlich machte. Was lernen wir daraus? Denke selber, traue niemandem.

Aussenminister Kissinger

In «Weltwoche daily» vom 28. März 2018 sage ich mit kritischer Absicht gegen die NZZ, dass Henry Kissinger nicht US-Aussenminister unter Richard Nixon war. Das ist falsch. Kurz vor Nixons Rücktritt wurde Kissinger noch Aussenminister. Ich bitte die Zuschauer von «Weltwoche daily» und die NZZ um Entschuldigung!
Roger Köppel



Keine Mutter Teresa: Ho Chi Minh.

Nase voll?
Ein Fall für
uns.

Hals-, Nasen-, Ohrenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Wunder von Bern: Christoph Spycher. Seite 12



«Miese Dinge passieren»: Stormy Daniels. Seite 46



«Wer Publikum braucht, um zu überleben, ist auf dem richtigen Weg.»

Sven Michaelsen: Seite 52

Titelgeschichte

- 26 **Die Migros geht baden**
Besorgniserregende Geschäftszahlen
- 28 **Vom Störenfried zum Musterknaben**
Gottlieb Duttweilers schwieriges Erbe

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar
Des Prinzen neuster Streich
- 10 Kriminalität Stich für Stich
- 10 Sozialneid
Schmarotzer? – Schmarotzer!
- 11 Eilmeldung
Seiler führte Glättli in die Irre
- 12 Kopf der Woche
YB-Sportchef Christoph Spycher
- 20 Essay der Woche
Datendemokratie als Chance
- 24 Mörgeli
Entschleuniger und Tempobolzer
- 24 Bodenmann Schiffl nicht versenken
- 25 Medien Und plötzlich Salat
- 25 Die Deutschen Unter Umständen
- 48 Ausland
Koreanische Frühlingsgefühle

Inland

- 30 Botschafter im Ferienstress
Privilegien für Top-Diplomaten
- 32 Parteien Die Jungsozialisten degradieren die Sozialdemokraten
- 33 Steuerungsapostel Links-Grün will den Strom und das Internet regulieren
- 34 «Sion 2026»
Hoffnungsträger Hans Stöckli
- 36 Gymnasium Wie sinnvoll sind Aufnahmeprüfungen?

- 37 «Einfluss der Akademikereltern»
Bildungsökonom Stefan C. Wolter
- 42 Wahlen in Genf
Dreikampf bei den Populisten

Interviews

- 18 **Sergei Garmonin** Für Russlands Botschafter in Bern ist der Fall Skripal ein Vorwand für eine Kampagne
- 52 **Sven Michaelsen**
Der Star-Interviewer über seine besten Gespräche
- 62 **Claude Cueni** Der Basler Schriftsteller über sein Leben unter dem Damoklesschwert

Ausland

- 16 **Reden, nicht zündeln** Der Konflikt mit Russland spitzt sich zu
- 44 **Orbáns Blick in die Zukunft**
Bilanz von Ungarns Regierungschef
- 46 **Stormy Daniels** Die Pornodarstellerin wirkt überraschend glaubwürdig
- 47 **Inside Washington** Wie Reagan

Wirtschaft & Wissenschaft

- 40 **Pensionskassen für die Zukunft**
Start-ups als rentablere Anlagen
- 60 **Königin Victoria (1819–1901)**
Mehr Dirndl als Lady
- 66 **Mysterien der Weltgeschichte**
Als Hitler Kokain nahm

Kultur & Gesellschaft

- 22 **Zeitgeist** So vermarkten Sie Ihre Beziehungen in den sozialen Medien
- 38 **Mozarts Lebensretter** Einzigartiges Gemälde für 4600 Franken versteigert

- 41 **Milliardensegen für Pöstler**
Mauscheleien mit der Pensionskasse
- 50 **Ikone der Woche**
Christina Aguilera
- 72 **Frauen, die die Welt bewegen**
Jeanne-Antoinette Poisson

Literatur-Spezial

- 52 **Sean Penn, Claude Cueni, Sven Michaelsen, Arthur Honegger, Misha Glenny, Georg Klein etc.**

Rubriken

- 9 **Im Auge** Julian Assange, Hacker
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Winnie Mandela
- 61 **Sprache** Am Berg
- 64 **Die Bibel** Antisemitismus
- 64 **Kino** «Hostiles»
- 65 **Knorrs Liste**
- 65 **Jazz** Moncef Genoud, Ivor Malherbe
- 67 **Fragen Sie Dr. M.**
- 67 **Gewinner der Woche** Medartis
- 68 **Thiel** Wahldummheit
- 68 **Namen** Jeder will gut aussehen
- 68 **Fast verliebt** Eifersüchtig? Er?
- 69 **Unten durch** Gandhi
- 70 **Wein** Freier Radikaler
- 70 **Salz & Pfeffer**
Thunfisch und Bison statt Molke
- 71 **Auto** Kia Stinger
- 74 **Darf man das?/Leserbriefe**



KEYSTONE, Photopress-Archiv/Bahnhofplatz Zürich

GELESEN 1955:
«Ist Glücksspiel eine Sünde?»

GELESEN 1955:
«Die neuen Sorgen unserer Landesväter»

Zwei Beiträge aus dem Tages-Anzeiger.
Aus den letzten 125 Jahren.

Du bist, was du liest.

Tages-Anzeiger



Kulturreise Venedig

Auf Commissario Brunettis Spuren

Entdecken Sie die Lagunenstadt mit kriminalistischem Spürsinn. Aus der Perspektive von Commissario Brunetti, dem Helden aus Donna Leons weltberühmter Romanserie, sind Impressionen abseits der Touristenströme und kulinarische Köstlichkeiten garantiert.

Ob als Liebhaber der lokalen Küche oder auf spannender Verbrecherjagd durch verwinkelte Kanäle: Commissario Guido Brunetti ist für Krimifreunde ohne Zweifel der bekannteste Venezianer überhaupt.

Der Fall ist eröffnet! Sachdienliche Hinweise gibt es in den Geschichten der amerikanischen Bestsellerautorin mehr als genug. Die Schauplätze beschreibt Donna Leon so detailliert, dass sie mit Hilfe eines Stadtplanes erkundet werden können. Und die Restaurants, die sie erwähnt, sind allesamt Geheimtipps.

Auf unserer fünftägigen Leserreise haben Sie die Gelegenheit, die fiktive Welt zu einem realen Erlebnis zu machen.

Reiseprogramm (Auszug):

1. Tag — Anreise mit Swiss-Flug und erste Erkundungen in den malerischen Gassen.

2. Tag — Auf Brunettis Spuren lernen wir Venedigs historische Stadtteile («sestieri») kennen; wir besichtigen verschiedene Schauplätze aus der Krimireihe sowie bekannte und versteckte Sehenswürdigkeiten; exklusiver Besuch einer traditionellen Gondelwerkstadt.

3.Tag (fakultativ) — Schifffahrt zu den beiden Inseln Torcello und Burano; Aperitif in der angesehenen «Locanda Cipriani» und typisches Mittagessen.

4. Tag — Abstecher in Brunettis Lieblingsweinstube «Cantina Do Mori», zum lebhaften Fischmarkt sowie zum Wohnhaus des Commissario im Viertel San Polo; Rundgang in Cannaregio durch Europas ältestes Ghetto.

5. Tag — Rückreise nach Zürich.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Brunettis Venedig»

19. bis 23. August 2018

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Venedig–Zürich
- 4 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 4-Sterne-Hotel «Palace Bonvecchiati» im historischen Zentrum
- Abendessen in ausgesuchten Restaurants
- 3-Tages-Karte für Linienboote und Busse
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung

Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1780.– p. P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 2880.– p. P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 570.–
Option: Ausflug «Torcello und Burano» in der Lagune, inkl. Eintritt, Aperitif und Mittagessen (Fr. 100.–)

Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.com

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platinclub

Des Prinzen neuster Streich

Von Pierre Heumann — Mit dem Plädoyer für Israel schlägt der Saudische Kronprinz spektakulär neue Töne an. In Arabien ist eine Neuausrichtung zu erkennen: Palästinenser, Türken und Iraner gelten nun als Störfaktor.



Historisch spektakulärer und mutiger Akt: Kronprinz Mohammed bin Salman.

Markante Verschiebungen zeichnen sich ab im Mittleren Osten. Im Zentrum steht, einmal mehr, Mohammed bin Salman, der energetische saudi-arabische Kronprinz. In einem Interview mit dem amerikanischen Magazin *The Atlantic* spricht er den Israelis das Recht auf ein eigenes Land zu – für einen arabischen Potentaten ein historisch ebenso spektakulärer wie mutiger Akt. Gleichzeitig gibt der Hüter der beiden heiligen muslimischen Stätten, Mekka und Medina, den Palästinensern indirekt zu verstehen, dass er ihre Forderung nach einem Staat zwar unterstütze. Dieser werde aber bescheidenere Ausmaße haben, als sie sich das derzeit vorstellen.

Die Palästinenser gelten nicht mehr als der Anker arabischer Identität. Als die radikalislamische Hamas am Freitag im Gazastreifen gegen Israel protestierte, solidarisierte sich die arabische Strasse kaum mit den Palästinensern. Auch in den kommenden Wochen, wenn die Hamas erneut mit einem «Marsch der Rückkehr» die Grenze zu Israel auslösen will, ist kaum Rückendeckung zu erwarten.

Die Apathie gegenüber den Palästinensern zeigt, dass die Araber eine neue Agenda verfolgen. Die Sunniten haben festgestellt, dass die Bilanz ihrer Regionalpolitik der letzten Jahre deutlich negativ ausfällt. Die Gründung eines palästinensischen Staates ist in weiter Ferne. Der Versuch, den iranischen Vormarsch in

Syrien und im Irak zu stoppen, ist gescheitert. Das Vordringen der Türkei ist nicht aufzuhalten. Der Arabische Frühling endete im Desaster. Die einst von Gamal Nasser beschworene Einheit ist längst kein Thema mehr.

In diesem orientalischen Scherbenhaufen schafft der Kronprinz eine neue Ordnung – und da haben Palästinenser nach jahrzehntelangem arabischem Treueschwur, der oft nicht mehr als Lippenbekenntnis war, keinen prominenten Platz. Sie werden mit ihren Freunden in Ankara und in Teheran vielmehr als Störfaktor empfunden.

Dass sich MbS, wie Kronprinz Mohammed bin Salman genannt wird, mit zahlreichen Gruppen und Staaten anlegen muss, um die neue Ordnung durchzusetzen, nimmt er in Kauf. Dabei wisse der künftige König, dass er sich nicht auf eine militärische Garantieleistung der USA verlassen könne, sagt Walter Russel Mead. Das Weisse Haus will sein Engagement im Mittleren Osten abbauen. Das mache Israel mit seinem beispiellosen Zugang zum Weissen Haus zu einem wichtigen Faktor im saudischen Strategiekalkül, meint der US-Politologe.

Zwar hat Riad (noch) keine diplomatischen Beziehungen zu Jerusalem aufgenommen. Aber MbS strebt eine enge militärische Zusammenarbeit mit Israel an. Sie soll sich gegen die gemeinsamen Feinde richten, gegen Terrorgruppen, gegen die Türkei und den Iran.

Holt mich hier raus!



Julian Assange, Hacker.

Der Hausherr hat den Guru vom Internet und vom Telefon abgeschnitten. Das ist für Julian Assange, 46, die Höchststrafe. Damit ist sein Lebensnerv zum Netz-Universum durchgetrennt.

Nomade ist er schon von Geburt auf. Als kleines Kind auf Achse mit den Eltern, die Schauspieler eines australischen Wandertheaters waren. Nach der Scheidung mit der Mutter auf ständiger Odyssee lernte er 30 Städte kennen und fast so viele Schulen. Mit 18 war Julian Assange selber schon Vater und ein virtuoser Hacker, der ins Pentagon, in die Nasa, Grossbanken und andere Geheimnisbollwerke einzubrechen begann, bevor er 2006 mit der Enthüllungsplattform WikiLeaks in den Halbschatten der Öffentlichkeit trat. Für die einen epochaler Aufklärer, für die andern Hochverräter. Seit mehr als fünf Jahren ist der Gejagte auf der Flucht an Ort: im Exil in der Botschaft Ekuadors im Londoner Knightsbridge-Viertel, in einem 20-Quadratmeter-Zimmer mit ein paar Schritten Freilauf auf dem Balkon. Der Besuch von Sympathisanten wie etwa der Busenschönheit Pamela Anderson hilft ihm über Depressionen hinweg. Aber er müsste dringend zum Zahnarzt und auch seine steife Schulter, Berufsschaden des Mausclickens, röntgen lassen.

Zwar wurde die Anklage in Stockholm wegen angeblicher Vergewaltigung von zwei Geliebten 2015 fallengelassen, und damit ist der internationale Haftbefehl erloschen. Doch Assange, mittlerweile auch Staatsbürger Ekuadors, muss weiterhin die US-Justiz fürchten. Weil er gegen die Kautionsauflagen verstossen hatte, als er am 19. Juni 2012 in der Botschaft untertauchte, werden ihn die Briten festnehmen, sobald er heraustritt. Assange spricht vom einem «Komplot» und sieht sich als «politischen Gefangenen»; für Jerry Duncan, Staatssekretär im Foreign Office, ist er ein «kleiner, erbärmlicher Wurm». Das Internet hat ihm Ekuador jetzt gekappt, weil Assange auf den Feldzug der katalonischen Separatisten aufsprang. Den Diplomatenpass als Schlüssel zur Freiheit verweigert ihm der Gastgeber. *Peter Hartmann*

Stich für Stich

Von Mary Wakefield — London
verzeichnet mehr Morde als New York.
Die Gewaltwelle hat sich angekündigt.

Mit 47 Mordopfern seit Jahresbeginn weist London eine höhere Mordrate aus als New York. Besonders der steile Anstieg von Messerattacken – 23 Prozent Zunahme allein in diesem Jahr – scheint alle überrascht zu haben. Damit ist dieses Thema endlich ins öffentliche Bewusstsein gerückt. Die Zeitungen drucken Schlagzeilen über Messerangriffe, Politiker verschaffen ihrer Besorgnis Luft per Twitter.

Die Wahrheit ist: Die Epidemie der Messerattacken ist nicht über Nacht über die Stadt hereingebrochen. Die Anzeichen sind seit Jahren sichtbar. Bloss ein paar Wochen nachdem ich 2015 nach Islington gezogen bin – einem besonders schlimm betroffenen Stadtteil –, kam es zu einem Machete-Angriff in meiner Nachbarstrasse. Ein paar Wochen später wurde in derselben Strasse ein Junge mit einem Samurai-Schwert attackiert. Kurz darauf wurde ein weiterer Junge auf dem lokalen Spielplatz niedergestochen.

Viele minderjährige Opfer und Täter

Als ich meine wohlhabenden Nachbarn fragte, was da los sei, meinten sie: «Oh, das sind bloss Kinder. Machen Sie sich keine Sorgen.» Was die Nachbarn meinten: Die Londoner Messerattacken werden oft von Teenager-Jungen im Zuge von Racheaktionen zwischen lokalen Banden verübt. Daher fühlten sich Londoner der Mittelklasse (und damit unsere Politiker) nicht unmittelbar bedroht. Sie wiederholten das beruhigende Mantra, Kontrollaktionen der Polizei seien eine Zeitverschwendung und möglicherweise gar rassistisch. Messerattacken nahmen zu, Investitionen in die Polizei wurden gekürzt, und die Sicherheitsbehörden erhielten Weisung, Jugendliche auf Mopeds (dem beliebtesten Bandenfahrzeug) nicht zu belästigen, aus Angst, die Jungs könnten dadurch Unfälle bauen.

Die Banden verstanden die Botschaft: Niemand brauchte sich zu sorgen, wenn vorwiegend farbige Jungs umkamen. Am Dienstag veröffentlichte der Londoner Bürgermeister Sadiq Khan eine Statistik, die zeigt, dass ein Fünftel der Mordopfer und Täter unter 18 Jahre alt sind. Sowohl bei Opfern wie Banden sind ethnische Minderheiten überdurchschnittlich vertreten.

Aus dem Englischen von Urs Gehrig
Mary Wakefield ist Redaktorin beim *Spectator*.

Schmarotzer? – Schmarotzer!

Von Alex Baur — Sozialbetrug wird gerne mit Steuerhinterziehung gleichgesetzt. Der Vergleich hinkt in jeder Hinsicht. Die staatliche Überwachung der Steuerzahler ist längst Realität.

Glautb man dem deutschen Wochenblatt *Die Zeit*, sind die Eidgenossen ein verlogenes Volk von Neidern, die am liebsten nach unten treten: «Anders als in Deutschland kennt in der Schweiz die Empörungsbereitschaft keine Grenzen, wenn jemand vom Staat etwas bezieht, das ihm nicht zusteht.» Doch statt die Armen zu drangsalieren, so der Tenor, sollte man bei den grossen Fischen ansetzen, die Milliarden am Fiskus vorbeischummeln.

Mit dieser Argumentation versuchen die Linken seit Jahren, den Einsatz von Privatdetektiven gegen Sozialbetrüger zu torpedieren. Doch so wohlfeil der Vergleich auf den ersten Blick erscheinen mag, so irreführend und faktenwidrig ist er. Denn es macht nicht nur moralisch einen grossen Unterschied, ob man 100 Prozent seiner Einkünfte ohne Gegenleistung vom Staat bezieht oder eben einen Drittel seines sauer verdienten Lohns an den Staat abliefern. Der Steuerzahler wird vom Staat viel strenger überwacht als jener, der angeblich oder tatsächlich nichts hat.

Angestellte haben einen Lohnausweis, der sich nicht so einfach fälschen lässt. Die meisten Selbständigerwerbenden müssen ihre Einkünfte über eine buchhaltungspflichtige Firma offenlegen. Wer eine Bilanz fälschen will, muss erst einen willigen Buchhalter finden. Und das ist schwieriger, als viele denken. Urkundenfälschung ist ein Verbrechen, das hart geahndet wird. Sozialbetrüger dagegen haben wenig zu verlieren. Wenn sie auffliegen, hat das in der Regel kaum Konsequenzen.

Zweifellos gibt es Wege der Steueroptimierung, aber sie sind legal, weil es der Gesetzgeber so will. Steuerbetrug ist für Millionäre und Milliardäre dagegen nicht empfehlenswert. Heerscharen von Steuerkommissären passen bei Gemeinden, Kantonen und Bund auf, dass nichts am Fiskus vorbeigeht. Allein die «Steuervorlage 17» sieht 75 neue Kommissäre beim Bund vor, die vor allem die Reichen mit Argusaugen überwachen sollen.

Wer sich in der engvernetzten legalen Finanzwelt bewegt, ist vom Staat heute relativ einfach zu überwachen. Ganz anders sieht es aus bei Sozialrentnern, die aus dem kontrollierten Markt hinausgefallen sind oder gar nie drin waren. Betrügern in dieser Sphäre auf die Schliche zu kommen, ist ungleich schwieriger. Der Einsatz von Sozialdetektiven bei einem konkreten Verdacht ist die mildeste Variante der Betrugsbekämpfung. Anders als Steuerkommissäre, die grossflächig gegen alle Steuer-

pflichtigen ermitteln, verfügen die privaten Schnüffler über keinerlei Privilegien und Zwangsmittel.

Schwarzarbeit und Liegenschaften im Ausland sind mit Abstand die wichtigsten Vehikel der Steuerhinterziehung. Doch das ist nicht das Revier der grossen, sondern der kleinen Fische, und nicht zuletzt der Sozialbetrüger. Das zeigte die Einführung des internationalen «automatischen Informationsaustauschs» (AIA) und die damit verbundene Amnestie. Es waren nicht Millionäre, die sich zu Tausenden plötzlich an ihren bislang verheimlichten Besitz im Ausland erinnerten, sondern zumeist einfache Gastarbeiter. Allein im Kanton Genf mussten in der Folge 2200 Sozialrentner auf staatliche Zuschüsse verzichten, die sie vorher zu Unrecht bezogen hatten.

SP scheut sich vor Abstimmungskampf

Verlogen ist die klassenkämpferische Rhetorik gegen die Betrugsbekämpfung. Wie der Verzicht der SP auf ein Referendum gegen den Einsatz von Sozialdetektiven zeigt, glauben die Genossen selber nicht an ihre Parolen. «Mir graut vor einem Abstimmungskampf, in dem die SVP während Monaten über Sozialhilfebezüger und Behinderte herzieht», rechtfertigte sich SP-Fraktionspräsident Roger Nordmann im *Sonntagsblick*. Tatsächlich graut den Sozialdemokraten wohl eher vor dem Stimmvolk, das den real existierenden Alltag kennt.



Mildeste Variante der Betrugsbekämpfung.

Seilers Täuschungsmanöver

Von Christoph Mörgele — Der Grünen-Fraktionschef Balthasar Glättli stellte Fragen zum Spion Daniel Moser. Er wurde von Geheimdienstchef Markus Seiler unter Verletzung des Amtsgeheimnisses in die Irre geführt.



«Kein Streichelzoo»: Geheimdienstchef Seiler.

Der Inspektionsbericht der parlamentarischen Geschäftsprüfungsdelegation (GPDel) fiel für die Geheimdienstleitung vernichtend aus. Die Ausforschung der Personalien deutscher Steuerfahnder im Ausland war schlicht illegal. Umso mehr haben sich die SP-Bundesräte gewundert, wie dezidiert die Departemente von Ignazio Cassis, Ueli Maurer und Guy Parmelin den Bericht geheim halten und Nachrichtenchef Markus Seiler aus der Schusslinie nehmen wollten. Da es sich um drei recht ähnliche Stellungnahmen handelte, argwöhnte das linke Lager, der freisinnige Chef des Nachrichtendienstes des Bundes (NDB) habe einmal mehr erfolgreich die Strippen gezogen.

Nachdem jetzt einzelne Parlamentarier von SP und Grünen die heutigen Positionen von Markus Seiler als Generalsekretär im EDA und von Geheimdienstchef ad interim Paul Zinniker hinterfragt haben, beeilte sich Bundesrat Cassis, seinem neuen Top-Beamten das volle Vertrauen auszusprechen. Gegenüber der NZZ am Sonntag hielt das Aussendepartement fest: «Seiler hat sich rasch als Generalsekretär etabliert.» Dass diese pauschale Aussage in keinem Zusammenhang mit dem parlamentarisch heftig gerügten früheren Wirken von Markus Seiler steht, scheint weder Bundesbern noch die NZZ am Sonntag gross zu stören.

So viel steht fest: Nachdem Spion Daniel Moser, früher Mitarbeiter des NDB, am 28. April 2017 in Frankfurt am Main verhaftet worden war, reagierte Geheimdienstchef Seiler nicht nur hektisch und unprofessionell – er setzte sich auch über eine klare Anordnung des ihm vorgesetzten Bundesrats Guy Parmelin hinweg. Der parlamentarische Bericht meint dazu: «Gemäss Aussagen des Vorstehers VBS wies er den Direktor NDB an, die Öffentlichkeitskommunikation aufgrund der angekündigten Abklärungen der GPDel derselben zu

Die Forderung nach einer PUK bekräftigte Glättli auch in der Sendung «Rundschau».

überlassen. Nichtsdestotrotz gelangte der Direktor NDB zwei Mal in dieser Angelegenheit an die Medien sowie an ein Mitglied der Sicherheitspolitischen Kommission.» Dass die Chemie zwischen Parmelin und Seiler nicht stimmte, zeigte sich an der Jahresmedienkonferenz wenige Tage nach der Verhaftung von Daniel Moser. Während der Departementschef zum Vorfall eisern schwieg, plauderte Seiler selbstsicher und locker darüber, wie legal die Auslandsspionage sei. So meinte er gegenüber *Blick am Abend*: «Zu unseren Aufgaben gehört

die Spionageabwehr.» Auch sei der Nachrichtendienst im In- und Ausland tätig. Und überhaupt: «Nachrichtendienstliche Arbeit ist kein Streichelzoo und findet nicht nur im Büro statt.» Der *Blick* schrieb, Seiler habe «durchblicken» lassen, «dass ein solcher Einsatz nicht ungesetzlich wäre».

Nach der Verhaftung hielt Balthasar Glättli, Fraktionschef der Grünen und hartnäckiger Kritiker des Schweizer Nachrichtendienstes, in einem Mediencommuniqué fest: «Die Affäre um Daniel M., den Nachrichtendienst und die Bundesanwaltschaft hat sich unterdessen zu einem wahrhaften Spionageroman ausgewachsen.» Längst gehe es um Grundsätzlicheres als um einen übereifrigen Spion. Zahlreiche Fragen müssten beantwortet werden, und zwar nicht in einer geheimen Untersuchung der Geschäftsprüfungsdelegation, sondern in einer parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK). Das neue Nachrichtendienstgesetz, das die Grünen intensiv bekämpften, solle nicht in Kraft gesetzt werden, bis die Fakten geklärt und alle offenen Fragen beantwortet seien. Die Forderung nach einer PUK bekräftigte Glättli auch in der Sendung «Rundschau» des Schweizer Fernsehens.

Fall für die Bundesanwaltschaft

Um Kritiker Glättli entgegenzutreten, griff Geheimdienstchef Markus Seiler zu einem gleichermassen gedankenlosen wie bedenklichen Mittel: Der Chefbeamte schickte dem Grünen-Politiker eine E-Mail, was die GPDel als «nicht angemessen und zielführend» beurteilt. Wie Seiler dazu kam, in einer ohnehin äusserst gespannten Situation direkt mit einem einzelnen Parlamentarier zu kommunizieren, bleibt sein Geheimnis. Dazu der Inspektionsbericht: «Eine Rechtfertigung gegenüber einzelnen Ratsmitgliedern hat nicht zu erfolgen, wenn sich das zuständige parlamentarische Oberaufsichtsorgan mit der Angelegenheit befasst.»

«Sehr befremdend» ist gemäss diesem Oberaufsichtsorgan, dass Seiler in seinem E-Mail-Verkehr mit Glättli aus einem als vertraulich klassifizierten Gutachten des Bundesamts für Justiz zitierte – und dies erst noch zu seinen Gunsten «aus dem Zusammenhang gerissen». Die kopierten Textstellen sollten belegen, dass dem NDB bei wirtschaftlichem Nachrichtendienst ein weites Betätigungsfeld offenstehe. Auch wenn sich der Bundesrat später beeilte, das zitierte Gutachten öffentlich zu machen, besteht kein Zweifel: Mit der Weiterleitung von ihm angeblich entlastenden Passagen eines vertraulichen Gutachtens machte sich Seiler einer Verletzung des Amtsgeheimnisses schuldig. Falls die Bundesanwaltschaft dieses Vergehen pflichtgemäss ahndet, wird es für Markus Seiler auf dem vermeintlich rettenden Stuhl im Departement Cassis doch noch ungemütlich.

Der «Fehler» im Berner System

Von Urs Paul Engeler — Young-Boys-Sportchef Christoph Spycher ist der zähe und überlegt rechnende Mann, der dem Traditionsklub das Verlierer-Gen ausgetrieben hat. Sein Prinzip: Der Fussball muss schwarze Zahlen einspielen.



Muster an Zuverlässigkeit: Christoph Spycher.

Die Berner Seele ist nicht intakt. Zu stark hängt sie, die Historie glorifizierend, am fernen Gestern. Zu schmerzhaft landet sie stets auf den wirtschaftlichen und finanziellen Tatsachen. Wie der Kanton ohne die Milliardenzuschüsse der erfolgreicherer Regionen nicht überleben könnte, so tilgten die Gebrüder Andy und Hans-Ueli Rihs, Haupt-eigentümer der Hörgerätefirma Sonova und laut *Bilanz* mit im Club der hundert reichsten Schweizer, seit 2005 Jahr für Jahr die Defizite des seit 31 Jahren titellosen Berner Sport Club Young Boys (BSC YB). In den verlustreichsten Saisons stiegen die Subventionen vom Zürichsee auf zweistellige Millionenbeträge, ohne, wie von den Plakatwänden versprochen wurde, damit die nostalgische YB-Gemeinde «glücklich» zu machen. Im Gegenteil: Das Missverhältnis zwischen Aufwand, Selbstgefühl und Realität, eine Berner Erbkrankheit,

machte depressiv, verleitete zu Hast, Zweifeln, Zwist und Selbstzerfleischung.

Fussballerisch zumindest wird dies wohl anders. Die vorgezogene Finalissima gegen den früher dominierenden FC Basel begann als Gala, kippte zwischenzeitlich und endete mit einem Unentschieden der dramatischeren Art – aber nicht mit einer Niederlage. Der komfortable Vorsprung auf den einzigen ernsthaften Verfolger bleibt so gewahrt. In den Köpfen stimmt man sich auf die Meisterfeier ein. Der Pokal bedeutet den jahrzehntelangen Glücklosen, Gebeutelten und Verlachteten mehr als nur eine Ergänzung der verstaubten Vitrine. Er soll all die Demütigungen, die lähmten und kaum zu ertragen waren, verscheuchen: «Wir wollen diese Last der Vergangenheit abstreifen, wieder ohne den starren Blick auf den herbeigesehnten Titel arbeiten, befreit atmen. Die Inszenierung von

Niederlagen geht mir gegen den Strich. Ich will nur den Antrieb, das Vertrauen, die Leistung, den Erfolg. Diese andere Denkweise haben wir, darf ich wohl sagen, in den Klub eingebracht. Es ziehen alle mit, vom Verwaltungsrat bis zu den Spielern, die auf der Ersatzbank warten.»

Wunder von Bern

Der Mann, der die Talfahrt gestoppt, die Wünsche mit der Realität versöhnt und das vernünftig-ambitionierte Handeln zum Prinzip gemacht hat, heisst Christoph Spycher und ist dieser Tage vierzig Jahre alt geworden. Obwohl der Berner aus Köniz erst gegen Schluss seiner Laufbahn vier Saisons lang bei seinem «absoluten Herzensklub YB» gespielt hat, ist er die allseits anerkannte Integrationsfigur, der Gestalter einer mentalen und ökonomischen Wende.

Die entscheidenden Weichen wurden gestellt, als YB sich endgültig zum nationalen Gespött gemacht hatte. Das war Mitte September 2016, als innerhalb von neun chaotischen Tagen die Führungsriege durchgeschüttelt wurde, ein Flüsterer im Hintergrund über seine öffentlichen Voten stolperte und der neue sportliche Leiter, trotz gültigem Vertrag, nicht installiert wurde. Am Dienstag, den 13., mussten CEO Alain Kappeler und Sportchef Fredy Bickel ihre Sachen packen. Gleichentags verkündete YB-Verwaltungsrat Urs Siegenthaler, der aus sportlicher Not geholte Ex-YB- und Ex-FCB-Profi sowie «Spielbeobachter» des deutschen Bundestrainers Jogi Löw, die Berner seien blöd, wenn sie glaubten, je die Dominanz des FC Basel angreifen zu können. «Vergesst es!», höhnte «Sigi» im Basler Dialekt von der Tribüne des St.-Jakob-Parks in den TV-Kanal: So könne man sich die Kosten für einen Sportchef gleich sparen. Am Freitag, den 16., musste sich auch Siegenthaler, zur Hassperson von Bern geworden, verabschieden; sein Vertrauensmann Paul Meier, den er als sportlichen Leiter von YB vorgesehen hatte, konnte den Job nicht antreten.

Es geschah wieder ein Wunder von Bern. Das landesweit diskutierte Desaster geriet zum Segen; Fertigmacher Siegenthaler entpuppte sich als Retter wider Willen. Am Donnerstag, den 22., wurde nach intensiven Verhandlungen über neue Strukturen, Pflichten, Personen und finanzielle Vorgaben Spycher, seit 2014 als «Talentmanager» und damit vor allem Betreuer junger Spieler, neuer Sportchef. Die härteste Bedingung: keine Defizite mehr!

Der Spott des Konkurrenten ist meist das schönste Kompliment. Heiter bis unbedarft titelte darauf der Fussballmann der *Basler Zeitung*, der gleichzeitig daran war, den FCB-Erfolgstrainer Urs Fischer wegzuschreiben: «Christoph Spycher, der nächste Fehler bei den Young Boys». Und er schob, die Lacher in Basel bedienend, nach: «Management by Jeans in Bern – an jeder Stelle eine Niete.» Mit diesem Anfänger reiche es bestenfalls für einen zweiten Tabellenrang.

Tatsächlich entpuppte sich der neue Mann als «Fehler» im tradierten Berner System und Selbstverständnis, allerdings im genau anderen Sinn, als die Basler Arroganz es glauben mochte. Spycher besitzt den starken Willen, kennt das Fussballgeschäft, auch das internationale, kann gewinnen, ist ebenso exakt rechnender Realist wie begeisternder Motivator. Ein kurzer Blick auf die Karriere des Beharrlichen hätte die Kritiker vorsichtiger machen müssen. Der oft Unterschätzte, der lieber nichts sagt als viel verspricht, lebt den steten Zug nach oben.

Begonnen hat er als Junior beim FC Sterenberg, der im hügeligen Niemandsland im Süden Berns, bei Oberscherli auf rund 700 Metern Höhe, Drittliga-Kicker und Nach-

wuchskräfte spielen lässt. Die nächsten Stationen strahlten kaum mehr Glamour aus: Junior beim SC Bümpliz; mit neunzehn Jahren Erstliga-Spieler in Münsingen, von wo Kultrainer Kurt Feuz, ein ehemaliger YB-Spieler, den Defensivspieler dem grossen Stadtklub empfehlen wollte. Der Transfer klappte nicht, auch darum, weil YB, wieder einmal in existenzieller Krise, in die B-Liga abrutschte. Es war Andy Egli, der den 21-jährigen, der sich nach dem Gymnasium bereits für ein Wirtschaftsstudium an der Uni Bern eingeschrieben hatte, 1999 als Profi zum FC Luzern holte. Mit GC feierte Spycher, ein Muster an Zuverlässigkeit und nie einer der gestylten Blender auf dem Feld, 2003 den Meistertitel. 2005 wechselte er in die Bundesliga zu Eintracht Frankfurt, für die er, zum Führungsspieler avanciert, in fünf Jahren 129 Spiele bestritt. 47 Mal trug er das Trikot der Nationalmannschaft. Obwohl ihm Eintracht nochmals einen lukrativen Vertrag vorlegte, stiess er 2010, endlich, gedacht als Verkörperung bernischer Identität, zu YB.

Spychers Vorgaben

Überzeugt hatte ihn der damalige CEO Stefan Niedermaier, der mit Spycher einen kontinuierlichen und wirtschaftlich tragbaren

Tristesse legte sich schwer übers Stade de Suisse – bis zu jenem September 2016.

Auf- und Ausbau der Mannschaft vorbereitete. Doch kaum war der «auf und neben dem Platz wichtigste Spieler» (Ex-Sportchef Fredy Bickel) in Bern richtig angekommen, war Niedermaier von Hasardeuren, die den schnellen Titel erkaufen wollten, schon weggeputscht. Jahre des Wirrwarrs brachen an. «Es war sehr speziell», lächelt Spycher. Sportchefs kamen als Heilsbringer und wurden geschasst, Trainer kamen als «Titelgaranten» und wurden geschasst, immer neue Konzepte («Phase 1, 2, 3» etc.) wurden erträumt, gedruckt, propagiert und zum Altpapier geworfen, prominente Beiräte sprangen ab, Abermillionen wurden verbrannt. Tristesse legte sich schwer übers Stade de Suisse – bis zu jenem September 2016.

Spycher setzt die drei verbindlichen Vorgaben – Mitmischen an der Schweizer Spitze, Präsenz auf europäischer Ebene und schwarze Zahlen – konsequent um. Genaue Beträge nennt er nicht. Doch: Spekulierten vor zwei, drei Jahren Journalisten und Fans über die Höhe der Defizite, welche die Gebrüder Rihs, immer vernehmlicher knurrend, wieder zu decken hatten, so stapelt Spycher, auch mit der finanziellen Situation offensichtlich sehr zufrieden, mit den Jahresergebnissen tief: Als «solid» bezeichnet er sie oder als «anständig»,

«konsolidiert» und «gut». Dass er seinen Part selbsttragend spiele, nehme Druck weg, gebe ihm Handlungsfreiheiten. Der Familienvater spricht von «purer Freude» am Job, in dem alle seine Vorgänger scheiterten.

Der Spielbetrieb allerdings bleibt defizitär, auch wenn die Mannschaft souverän auftritt, die Tabelle anführt und die Spitzen der Torschützenliste stellt. Die Finanzen bringt er ins Lot, indem er die besten Spieler regelmässig teuer verkaufen und die Lücken rasch mit geeigneten Talenten füllen kann. Kein Leiden für den Personalchef: «Ich arbeite lieber mit Menschen, die auch anderswo begehrt sind, als mit solchen, für die sich niemand interessiert.»

Brüder Rihs «nicht ewig da»

Der erste Umbruch im letzten Jahr gelang optimal: Die Abgänger brachten Millionen in zweistelliger Höhe; die Neuen lassen die Erinnerung an vormalige Leistungsträger verblassen; das Team spielt schwungvoller als zuvor. Die nächsten Wechsel werden jedoch einschneidender und damit zur wirklich grossen Herausforderung für den Sportchef werden. Ein halbes Dutzend, das Gerüst der Startelf, plant den Absprung oder pokert um besser dotierte Verträge; auch Trainer Adi Hütter ist da und dort ein Thema. In der Winterpause konnte Spycher dank Einzelgesprächen seine «Leute mit intaktem Charakter» noch bei der Stange halten. Nach der Saison werde dies nicht mehr möglich sein: «Wir haben mehrere Spieler mit der Qualität für europäische Top-Ligen herausgebracht. Sie aufzuhalten, ist unrealistisch, auch aus wirtschaftlicher Sicht.»

«Steht auf, wenn ihr Berner seid», johlten die Fans mehrmals pro Match. Bern feiert und täuscht sich wieder einmal selbst, den Fussball-Titel als Beweis seiner Bedeutung und Potenz missbrauchend. Denn für «bernisch» im Klub steht nur der – untypische, weil der ausgeglichenen Bilanz verpflichtete – Berner Christoph Spycher, der aber auch internationale Stationen anpeilen kann. Der eigene Nachwuchs, mit Ausnahme der Torhüter, pendelt zwischen den Niveaus Ergänzungsspieler und Hoffnung. Und Andy Rihs, der mit Bruder Hans-Ueli aus dem Familienvermögen mittlerweile eine fast dreistellige Millionensumme investiert oder (bei anderer Optik) à fonds perdu eingeschossen hat, sagte vor geraumer Zeit: «Ich bin nicht ewig da.» Er hoffe, dass nun, nach der Konsolidierung des YB-Betriebs, «neue Leute aus Bern sich engagieren». Sein Appell hat in der Bundesstadt kein Echo und keine Bewegung ausgelöst.

Bern ist wirtschaftlich zu schwach und zu träge, um Last und Verantwortung für den Grossklub auf sich zu nehmen. Vor allem hat Bern sich daran gewöhnt, dass andere dann schon die offenen Rechnungen für das wohlige Leben begleichen werden. ○

Personenkontrolle

Frieden, Gerber, Aeppli, Alimi, Keller-Messahli, Azizi, Selimi, Hartmann, Häusermann, Egli, Wertli, Häusermann, Moser, Leutenegger Oberholzer, Riklin, Kutter, Munz, Maissen, Cattaneo

Jörg Frieden, Botschafter im Unruhestand, hat eine neue Aufgabe. Wie die *Weltwoche* erfahren hat, soll der frühere Missionschef der Schweizer Botschaft in Nepal neuer Verwaltungsratspräsident der Entwicklungsfinanzierungsgesellschaft des Bundes (Sifem) werden. In dieser Funktion, die mit 44 000 Franken jährlich dotiert ist, löst er den 71-jährigen früheren Diplomaten und Staatssekretär **Jean-Daniel Gerber** ab. Die Gesellschaft gewährt langfristige Finanzierungen an kleine, mittlere und andere schnell wachsende Unternehmen in Entwicklungs- und Schwellenländern. Sie wird vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) beaufsichtigt und ist fast eine Art Auffangeinrichtung für pensionierte Diplomaten und Politiker. Nebst Gerber kassiert auch die frühere Zürcher Regierungsrätin **Regine Aeppli** (SP) als Sifem-Verwaltungsrätin etliche zehntausend Franken jährlich und damit ein kräftiges Zubrot zum stattlichen Ruhegehalt. (hmo)

Bekim Alimi, Imam, soll diesen Donnerstag, 5. April, in Wil SG das Schweizer Bürgerrecht erhalten. Laut der muslimischen Menschenrechtsaktivistin **Saïda Keller-Messahli** pflegt Alimi regelmässige Kontakte zu offen salafistischen Kreisen. So beispielsweise zum Basler Imam **Bunjamin Azizi**, der das Emblem der Muslimbruderschaft verbreitet, und zum radikalen Prediger **Ferid Selimi**. Dass die kritische Einbürgerung in Wil keine hohen Wellen schlägt, wird unter anderem mit der Freundschaft des Imams mit Stadtpräsidentin **Susanne Hartmann** (CVP) erklärt, die aus diesem Grund beim Einbürgerungsentscheid in den Ausstand tritt. Widerstand gegen den Schweizer Pass für den Salafismus-Sympathisanten leisten hingegen die beiden Stadtparlamentarierinnen **Erika Häusermann** (Grünliberale) und **Ursula Egli** (SVP). Es gebe «viele Hinweise darauf», dass Alimi seinen Glaubensgenossen gegenüber «eine fundamentalistische und frauenfeindliche Haltung vertritt», schreiben sie in einem offenen Brief an den Einbürgerungsrat. (fsc)

Béatrice Wertli, Energiebündel, hat genug. Vor Ostern hat die CVP-Generalsekretärin ihren Parteioberen mitgeteilt, dass sie im Herbst ihr



«Krüppelnamen»: Leutenegger Oberholzer.



Verstaatlichungs-Glücklein läutet: Maissen.



Für alles zu haben: Anwalt Landmann.



Long Goodbye: Nationalrätin Riklin.

Amt niederlegen werde. Warum? «Aus persönlichen Gründen», heisst es in der Mitteilung. Immerhin gelang es dem *Tages-Anzeiger*, Béatrice Wertli, die ihre persönlichen Gründe für den Rücktritt nicht weiter kommentieren möchte, folgende Zusatzinformation abzurufen: «Es ist nichts Dramatisches vorgefallen.» Also muss man spekulieren: Will Béatrice Wertli, die der Jugend-Triathlon-Nationalmannschaft angehörte und darin als Marathonläuferin beachtliche Leistungen erzielte, sportlich noch höher hinaus? Oder will sie mit ihrer CVP nicht noch tiefer sinken? In der CVP sind alle traurig über die Demission der stets bis in die Fingerspitzen motivierten Parteimanagerin. Aber niemand in der CVP soll wissen, weshalb Wertli plötzlich demotiviert ist und den Bettel hinschmeisst. Kann es sein, dass es in der Partei an Leuten fehlt, die noch deutsch und deutlich sagen können, was die CVP überhaupt will? (rz)

Valentin Landmann, Querkopf, schwimmt in der Spionageaffäre Daniel M. konsequent gegen den Strom. Kaum hatten die parlamentarischen Kontrolleure des Nachrichtendienstes



Im Ausstand: Stadtpräsidentin Hartmann.

den dort tätigen Dunkelmännern die Leviten gelesen, stellte sich der medienverliebte Anwalt ins gleissende Flutlicht. Dass er seinen Mandanten **Daniel Moser** ins Studio von Tele Züri begleitete, ist längst gängige Praxis. Fernsehkameras sind nicht erfunden worden, um sie zu meiden, lautet Landmanns Praxis. Überraschender ist, dass der Tausendsassa der Schweizer Anwaltsszene neuerdings auch geschriebene Interviews spannend findet. Die *Sonntagszeitung* lud Daniel Moser zum Zwiegespräch ein. Landmann war auch dabei. Und prompt mischte er sich zweimal in die Unterhaltung ein. Das Interview kulminierte in der Aussage, Moser wolle als Agent wieder Fuss fassen. «Dubai, Afrika, whatever. Ich bin für alles zu haben.» Landmann intervenierte nicht. Auch er ist weiterhin für alles zu haben. (rz)

Susanne Leutenegger Oberholzer, Trägerin eines Doppelnamens, tritt vorzeitig aus dem Nationalrat zurück. Die Baselbieter Sozialdemokratin ist der wandelnde Beweis dafür, wie mühsam das alte Namensrecht für Frauen war. Es ist denn auch wesentlich einem Vorstoss von

Leutenegger Oberholzer zu verdanken, dass das Parlament 2011 endlich die Gleichstellung von Mann und Frau beim Familiennamen beschloss und die Doppelnamen – laut Leutenegger Oberholzer eigentliche «Krüppelnamen» – für Frauen abschaffte. Auf ihren eigenen unverkennbaren «Krüppelnamen» mochte die SP-Frau aber bis heute nicht verzichten. (fon)

Auch **Kathy Riklin**, Primadonna, will sich (und den Wählern im Kanton Zürich) keinen weiteren Nationalratswahlkampf zumuten. Wie sie vor wenigen Tagen bekanntgab, wird sich die CVP-Nationalrätin nach zwanzig Jahren aus dem Parlament verabschieden. Aber erst per Ende der aktuellen Legislatur. Indem Riklin nicht bereits früher zurücktritt, setzt sie den ohnehin wackeligen zweiten Sitz der CVP aufs Spiel. Die Chancen für den nächsten Ersatzmann auf der Liste, **Philipp Kutter**, sind ohne Amtsbonus als amtierender Nationalrat nicht eben rosig. Immerhin bleibt Riklin sogar beim Abschied ihrem Ruf treu: als Diva und *unguided missile*. (fsc)

Martina Munz, Gender-Expertin, kümmert sich um die wirklich wichtigen Probleme des Landes. Die sozialdemokratische Schaffhauser Nationalrätin fordert den Bundesrat in einer Motion auf, mehr Frauen als Expertinnen beizuziehen und die Bezeichnung «Expertenkommission» durch «Fachkommission» zu ersetzen. Es sei höchste Zeit, Fachgremien nach den Vorgaben der geschlechtergerechten Sprache korrekt zu benennen und auch Expertinnen in diesen Gremien sprachlich sichtbar zu machen, so Munz. Der Berufsschullehrerin scheint dabei entgangen zu sein, dass geschlechtergerechte Sprache keinen Freipass darstellt für unkorrektes Deutsch. Originalversion der Motion Munz: «Der Bundesrat wird beauftragt Fachgremien des Bundes geschlechtergerecht zu benennen und eine für eine ausgewogene Geschlechter- und Sprachenvertretung zu sorgen.» (fon)

Bernard Maissen, Staatsbeamter, wird Vize-Direktor im Bundesamt für Kommunikation (Bakom). Der ehemalige Chefredaktor der Schweizerischen Depeschagentur (SDA) verliess das Unternehmen Ende 2017. Gerade rechtzeitig, bevor der Sturm um die geplante Fusion mit der Bildagentur Keystone und um einen Stellenabbau bei der SDA losbrach. Anfang Januar schlich Maissens Vorgängerin beim Bakom, **Roberta Cattaneo**, von der Öffentlichkeit unbemerkt ab in Richtung SBB, als neue «Koordinatorin der Region Süd». Maissen wird beim Bundesamt die Abteilung Medien leiten. Er dürfte ein offenes Ohr haben für seine ehemaligen SDA-Kollegen. Bereits im Februar hatten diese sich brieflich an den Bundesrat gewandt und ihre Leistungen «im Sinne eines Service public» betont. Man hört schon das Verstaatlichungs-Glöcklein läuten. (fsc)

Nachruf



Furchtlos und umstritten: Winnie Mandela.

Winnie Mandela (1936–2018) — Die Ex-Frau des ehemaligen südafrikanischen Präsidenten Nelson Mandela wurde von vielen Südafrikanern als «uMama Wethu» (Mutter der Nation) betrachtet. Die Aktivistin galt als eine der furchtlosesten, aber auch umstrittensten Persönlichkeiten im Kampf gegen die Rassentrennung am Kap. 2003 wurde sie wegen Betrugs und Diebstahls zu fünf Jahren Haft verurteilt, musste aber die Strafe nicht antreten. Sie soll Bankkredite von mehreren Zehntausend Euro erschlichen haben. Dennoch wählten sie die Leser des Magazins *New African* ein Jahr später in eine Liste der «100 grössten Afrikaner aller Zeiten».

Nomzamo Winifred Madikizela wurde 1936 in der Transkei, dem heutigen Ostkap, geboren. Nach ihrer Ausbildung zur Sozialarbeiterin arbeitete sie in einem Krankenhaus in Soweto. 1957 lernte sie den Anwalt Nelson Mandela kennen. Ein Jahr später heirateten sie und bekamen zwei Töchter. Während der Haft ihres Mannes (1962 bis 1990) entwickelte sie sich zu einer führenden Gegnerin der weissen Regierung. Sie war Präsidentin der ANC-Frauenliga und bis zuletzt im Parteivorstand sowie Abgeordnete. Das Paar hatte sich während der Gefängniszeit entfremdet und trennte sich 1992.

Der Himmel über der ehemaligen Mandela-Gefährtin begann sich rasch zu verdunkeln. Der «Mandela United Football Club», eine brutale Gang von jungen Männern, die Winnie als Leibwächter dienten, entführte mehrere Jugendliche. Einer von ihnen wurde in ihrem Haus missbraucht und ermordet, weil er angeblich ein Polizeispitzel war. Bis heute wird über ihre genaue Rolle bei diesem Mord spekuliert. Sie wurde wegen Entführung verurteilt. Immer wieder entging sie nur knapp drohenden Haftstrafen.

Kritik erntete auch ihr extravaganter Lebensstil mit Luxuskarossen, Villas, Designerkleidern und Leibwächtern. Eine Gerichtsverhandlung machte öffentlich, dass sie monatliche Ausgaben von umgerechnet 7200 Euro hatte. Nach dem Tod von Nelson Mandela lieferte sie sich einen Erbstreit mit der Familie, weil sie nicht in seinem Testament berücksichtigt worden war. Am 2. April 2018 verstarb sie im Alter von 81 Jahren in Johannesburg. *Volker Seitz*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

So regeln KMU ihre Nachfolge richtig

ab Montag, 9. April 2018, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 16. April 2018, täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

www.fokus-kmu.tv



Finger am Abzug: «Superputin»-Darstellung in einer Moskauer Kunstausstellung.

Russland-Krise

Reden, nicht zündeln

Von Gabriele Krone-Schmalz — Der Konflikt zwischen dem Westen und Russland spitzt sich dramatisch zu. Während Russland aus einer strategischen Defensive heraus handelt, hält sich der Westen für moralisch überlegen. Von ihm müssen die Schritte zur Entspannung ausgehen.

Die gegenwärtige Strategie der Nato beruht darauf, einer russischen Politik, die als expansiv wahrgenommen wird, mit Stärke entgegenzutreten. Signale der Entspannung würden Russland nur weiter ermutigen, heisst es. Die Nato müsse Entschlossenheit zeigen, militärische Stärke demonstrieren, insbesondere in den baltischen Staaten und Polen, und sie müsse mehr Geld in die Rüstung stecken. Dann, so das Kalkül, werde Putin schon merken, dass die Nato es ernst meine und er das alte sowjetische Imperium nicht zurückerobern könne. Militärische Stärke, Geschlossenheit und kompromisslose Konfrontation sind in diesem Szenario der Schlüssel zum Erhalt des Friedens und zur Entspannung. Wenn

die Nato Schwäche zeige, fühle Putin sich dagegen ermutigt, die baltischen Staaten anzugreifen. Dann müsse die Nato Krieg führen, und die Kosten seien viel höher als jetzt für

Russland sieht den Westen nicht mehr als Partner und misstraut dessen Motiven.

die erhöhte militärische Präsenz. Diese zeige Putin sehr deutlich, wie aussichtslos seine gegenwärtige Politik sei und lasse ihn an den Verhandlungstisch zurückkehren.

Das mag für manchen logisch klingen. Doch diese Politik beruht auf einer dramatischen

Fehleinschätzung. Denn Russland verfolgt keine aggressive Expansionspolitik, sondern handelt aus einer strategischen Defensive heraus. Es will sich gegen eine Politik der Nato verteidigen, die es als aggressiv wahrnimmt. Es sieht den Westen nicht mehr als Partner und misstraut dessen Motiven.

Beidseitiges Belauern

Wenn man so will, versucht Moskau aus einer Position der Schwäche heraus seine Verteidigungsfähigkeit wiederherzustellen. Dazu dienen die Modernisierung des Militärs, der Aufbau von Anti-Access/Area-Denial-Fähigkeiten, die Aufrüstung der Enklave Kaliningrad, Übungen wie «Zapad 2017», bei der eine Inva-

sion der Nato in Weissrussland angenommen wird, sowie die Modernisierung der Nuklearstreitkräfte und der U-Boot-Flotte, um die Zweitschlagkapazität zu sichern. Genau wie zu Zeiten Reagans belauern sich beide Seiten misstrauisch und schliessen nicht aus, dass der Gegner den Finger am Abzug hat. Wie kommt man aus dieser gefährlichen Situation wieder heraus? Jedenfalls nicht durch eine «Politik der Stärke», die alles immer nur noch schlimmer macht. Dringend nötig hingegen ist eine Politik der Entspannung und der Vertrauensbildung.

Kaum noch Vertrauen

Wenn die Eskalationsspirale sich immer schneller dreht und kaum noch Vertrauen übrigbleibt, dann muss sich eine Seite bewegen, um den Teufelskreis zu durchbrechen. In der Vergangenheit ist das gar nicht so selten Russland gewesen. John F. Kennedy hätte es in der Kubakrise auf den Atomkrieg ankommen lassen, um keine Schwäche zu zeigen. Hätte der Kreml unter Chruschtschow nicht nachgegeben, sähe die Welt heute sicherlich anders aus. Und auch Reagan hatte das Glück, seit 1985 mit Michail Gorbatschow einen Gegenspieler zu haben, der bereit war, auf Gewaltanwendung zu verzichten und das sowjetische Imperium friedlich aufzugeben. Das war ein historisch nahezu einmaliger Vorgang.

Wollen wir wirklich darauf vertrauen, dass auch diesmal wieder irgendwie alles gutgeht? Nehmen wir an, Putin würde entsprechende erste Schritte auf den Westen zu unternehmen – wären wir überhaupt noch in der Lage, sie als solche zu erkennen? Und gibt nicht normalerweise der Klügere nach? Wir halten uns doch eindeutig für die Klügeren, die moralisch Überlegenen, oder nicht? Dann müssten die Schritte zur Entspannung eigentlich vom Westen ausgehen. Zumal er in den letzten Jahren agiert hat, während Russland reagierte.

Wie könnte eine solche politische Initiative aussehen, und was wären die Elemente einer anderen Russlandpolitik? Zunächst einmal gilt es, ein sichtbares Zeichen zu setzen, dass die Nato überhaupt gewillt ist umzudenken. Dazu eignet sich am besten das Raketenabwehrsystem der USA und der Nato, das bisher immer mit der Bedrohung von Seiten des Iran begründet wurde. Es wäre ohne Gesichtsverlust möglich, auf die Fertigstellung zu verzichten und die Anlage nicht wie geplant 2018 in Betrieb zu nehmen, denn das Bedrohungsszenario hat sich seit dem Atomabkommen mit dem Iran geändert. Die schärfsten Drohungen aus Moskau haben sich immer auf dieses Raketenabwehrsystem konzentriert. Und als es 2009 kurzfristig so aussah, als würde keine Station in Polen gebaut, hat Russland sofort mit der Ankündigung reagiert, damit erübrige sich auch die Stationierung der Iskander-Raketen in Kaliningrad.

Der Verzicht auf die Raketenabwehrbasis in Polen wäre daher ein guter Test, um die defensive Ausrichtung der russischen Politik auf die Probe zu stellen.

Reagiert Moskau mit einem Abzug der Iskander-Raketen beziehungsweise seinerseits mit dem Verzicht auf eine zukünftige Stationierung, wäre der erste Schritt getan, um die aufgebauten Spannungen langsam zurückzuschrauben, und die Tür für weitere Schritte wäre aufgestossen.

Diese Phase liesse sich für eine grosse Sicherheitskonferenz nutzen, wie es sie auch in den Zeiten des Kalten Krieges gegeben hat. Dort könnten all die vielschichtigen Probleme im Zusammenhang diskutiert werden, und es liesse sich ein umfangreiches Paket schnüren für gemeinsame Sicherheit in Europa und der Welt. Dabei werden beide Seiten substanzielle Zugeständnisse machen müssen, so wie das bei ernsthaften Verhandlungen immer geschieht.

Ein unverzichtbarer Schritt auf westlicher Seite müsste sein, die Nato-Beitrittsperspektive für die Ukraine und Georgien zurückzunehmen. Nur so lassen sich die Konflikte in diesen Ländern begrenzen. Wenn weite Kreise im Westen reflexartig mit dem Hinweis abwinken, diese Länder würden ja nicht gezwungen, es sei der freie Wille der jeweiligen gewählten Regierungen und deren «gutes Recht», einen Aufnahmeantrag zu stellen, dann stimmt das. Aber es ist auch das «gute Recht» der Nato, aus übergeordneten politischen Erwägungen die Aufnahme zu verweigern respektive sich andere Konstruktionen unter Einbeziehung Russlands einfallen zu lassen.

Eine solche Initiative – also keine Nato-Mitgliedschaft für die Ukraine und Georgien – würde gut zum aussenpolitischen Programm von Frankreichs neuem Präsidenten Emmanuel Macron passen. In diesem heisst es nämlich: «Abgesehen vom Balkan und gegebenenfalls von Finnland und Schweden wird Frankreich keine neue Erweiterung der Allianz unterstützen.» Genau hier könnte Deutschland ansetzen, um offiziell zu verkünden, was angeblich ohnehin klar ist, dass nämlich ein Beitritt der Ukraine und Georgiens zur Nato «irreal» ist. Wenn die Nato-Perspektive definitiv entfällt, kann sich Russland in diesen Ländern wieder kompromissbereiter zeigen und muss dies im Umkehrschluss dann auch tun.

Es wäre zum Beispiel denkbar, sowohl in Transnistrien, Abchasien und Südossetien als auch im Donbass, also im Osten der Ukraine, internationale Friedenstruppen mit Uno-Mandat zu installieren, unter massgeblicher Beteiligung Russlands, aber auch westlicher Staaten, allerdings nur solcher, die nicht der Nato angehören. Denkbar wären auch Verhandlungen über den Rückzug von Nato-Truppen aus den baltischen Staaten und Polen, wenn gleichzeitig russische Truppen aus dem westlichen Militärbezirk und Kaliningrad ins Landesinnere zurückverlegt würden. Zusätzlich könnte eine demilitarisierte Pufferzone im Westen Russlands und im Osten der Ukraine geschaffen werden, um den Ängsten in den baltischen Staaten, der Ukraine und Polen zu begegnen.

Die Krim als heikler Punkt

Dies könnte den Auftakt für eine Anpassung bestehender Abrüstungsverträge bilden. Der A-KSE-Vertrag könnte wieder zum Leben erweckt, überarbeitet und anschliessend ratifiziert werden, ohne dies mit dem Rückzug russischer Truppen aus Transnistrien, Abchasien und Südossetien zu verknüpfen.

Auf diese Weise würde Rüstungskontrolle erneut etabliert, was langfristig dazu dienen kann, wieder Vertrauen und Stabilität zu schaffen.

Den heikelsten Punkt solcher Verhandlungen würde sicherlich die Krim bilden. Jede russische Regierung, die sie wieder an die Ukraine zurückgäbe, würde in grosse innenpolitische Schwierigkeiten geraten. Auch der im Westen neuerdings umschwärmte russische Oppositionspolitiker Alexei Nawalny redet nicht von einer Rückgabe. Umgekehrt gilt dies aber ebenso für die Ukraine. Eine offizielle Abtretung

der Krim an Russland ist innenpolitisch kaum vorstellbar, ohne eine Revolte der Nationalisten zu riskieren.

Vielleicht wäre eine Regelung diskutabel, wie sie nach dem Ersten Weltkrieg für das Saarland getroffen wurde. Frankreich wollte es sich einverleiben, aber im Versailler Vertrag wurde es 1919 zum Mandatsgebiet des Völkerbundes erklärt, der Vorläuferorganisation der Uno. Der Völkerbund stellte das Saarland 1920 unter französische Verwaltung. Völkerrechtlich blieb es allerdings Teil des Deutschen Reiches. Nach fünfzehn Jahren, also 1935, fand eine Volksabstimmung statt, in der sich 90 Pro-



Britische Premierministerin May.

Wollen wir wirklich darauf vertrauen, dass auch diesmal irgendwie alles gutgeht?

zent gegen eine Angliederung an Frankreich aussprachen und zur Rückkehr ins Deutsche Reich entschlossen – obwohl dort inzwischen Adolf Hitler regierte.

Was wäre denn, wenn die Krim zum Mandatsgebiet der Uno erklärt würde, sie völkerrechtlich bei der Ukraine bliebe, Russland aber mit der Verwaltung betraut wäre? Auf diese Weise würde sich am Status quo zunächst

Die Krim könnte zum Mandatsgebiet der Uno erklärt werden.

nicht viel ändern, er bekäme aber einen rechtlichen Unterbau. Nach einer Frist, über die man sich verständigen müsste, könnte die Uno einen Volksentscheid durchführen, in dem sich die Krimbevölkerung für die Ukraine, für Russland oder eine vollkommene Unabhängigkeit aussprechen könnte. Dieser Volksentscheid wäre international anerkannt und würde respektiert werden müssen.

Stopp «vor der russischen Haustür»

Wenn die Nato-Perspektive der Ukraine kein Thema mehr ist und sich für die Krim eine Lösung finden lässt, müsste Russland umgekehrt eine Westorientierung der Ukraine unterhalb einer militärischen Dimension akzeptieren, wenn die Mehrheit der Bevölkerung sich in freien Wahlen oder einer Volksabstimmung dafür entscheidet. Die EU könnte es Russland erleichtern, indem sie mit der Eurasischen Zollunion einen Freihandelsvertrag schliesst. Über diese Option haben deutsche Politiker zuletzt öffentlich nachgedacht, darunter Frank-Walter Steinmeier, Angela Merkel und Sigmar Gabriel. Das würde die Auswirkungen des EU-Assoziierungsabkommens mit der Ukraine für Russland abfedern und den freien Handel zwischen Russland und der Ukraine wieder ermöglichen. Die Vorteile wären aber auch auf ukrainischer Seite, denn die Ukraine könnte ihre Industrieerzeugnisse, die auf den westlichen Märkten nicht konkurrenzfähig sind, wie gewohnt nach Russland exportieren.

Und noch etwas könnte helfen, verlorenes Vertrauen wiederherzustellen: wenn der Westen seine Demokratisierungspolitik in Russland und «vor der russischen Haustür» stoppte, die Moskau als die zivile Variante des *regime change* und als Einmischung in die inneren Angelegenheiten dieser Staaten betrachtet.



Dieser Artikel ist ein bearbeiteter Auszug aus:

Gabriele Krone-Schmalz:
Eiszeit. Wie Russland dämonisiert wird und warum das so gefährlich ist.
C. H. Beck; 304 S., Fr. 26.90

Diplomatie

«Nur die Schweiz ist noch unabhängig»

Von Wolfgang Koydl und Fabian Unternährer (Bild) — Der Fall Skripal sei nur ein Vorwand für eine von langer Hand vorbereitete Kampagne gegen Moskau, sagt Sergei Garmonin, Russlands Botschafter in Bern.

Bevor er letztes Jahr nach Bern entsandt wurde, machte im russischen Aussenministerium ein Wortwitz über den Familiennamen des Botschafters die Runde: Gut, dass Sergei Garmonin den Posten antrete, spöttelten die Kollegen, denn in der Schweiz brauche es Harmonie. *Garmonia* ist das russische Wort für «friedliche Eintracht». Gut ein Jahr später findet sich der 65-jährige Karrierediplomat in einer der schwersten Krisen zwischen Russland und dem Westen seit Ende des Kalten Krieges wieder – auch wenn sich die Schweiz nicht an den Strafmassnahmen gegen Moskau wegen des Giftanschlags auf den Ex-Doppelagenten Sergei Skripal beteiligt. Garmonin glaubt, dass nur Vernunft auf beiden Seiten die Eskalationsspirale durchbrechen kann: «Wir sind bereit. Aber: *It takes two to tango.*»

Herr Botschafter, wie fühlt man sich als Vertreter eines Landes, das von der halben Welt als mörderischer Schurkenstaat bezeichnet wird?

Ich fühle mich wie der Botschafter einer Grossmacht. Die halbe Welt steht leider unter dem Druck der propagandistischen Maschinerie Londons und Washingtons. Die führt die Menschen oft in die Irre, so dass sie die wahre Sachlage nicht kennen. Man kann sagen, dass sie indoktriniert wurden.

Hat man in Moskau mit dieser dramatischen Reaktion des Westens und dieser Eskalation gerechnet?

Kein vernünftiger Mensch hätte sich diese Eskalation vorstellen können. Die von London und Washington ausgelöste Desinformationskampagne ist unvorstellbar. Gleich in den ersten Tagen nach dem Vorfall in Salisbury hat die russische Botschaft in London vorgeschlagen, die Sache im Rahmen des Völkerrechts gemeinsam aufzuklären.

Diese Zusammenarbeit wurde von den Briten abgelehnt. Führt Russland jetzt eigene Ermittlungen durch?

Das können wir nicht, weil wir keine Informationen von den Briten bekommen. Die britische Seite gestattet uns noch nicht einmal den Zugang zu der russischen Staatsbürgerin Julia Skripal. Das widerspricht der Wiener Konvention von 1963, die den konsularischen Zugang zu Staatsbürgern regelt.

Wenn die Reaktion übertrieben ist, steckt dann mehr dahinter? Verfolgt der Westen ein ganz anderes Ziel?



«Wir haben nicht damit angefangen»: Garmonin.

Schaut man sich die Kette der Ereignisse an, erkennt man, dass es sich um eine von langer Hand geplante Kampagne handelt. Sie brauchten nur einen Anlass. Wenn nicht Skripal, dann hätten sie sich etwas anderes gesucht. Präsident Putin hat selbst gesagt: «Was für einen Sinn ergäbe die Tat für uns? Welchen Sinn hat es, einen Verräter zu ermorden, der von einem russischen Gericht verurteilt und vor Jahren ausgetauscht wurde?» Unter Geheimdiensten gibt es eine unausgesprochene Regel, dass man ausgetauschte Verräter nicht mehr anfasst.

Aber der bei dem Anschlag verwendete Giftstoff soll aus Russland stammen.

Russland hat alle Vorräte dieser Waffen im letzten Jahr unter Aufsicht der Organisation für das Verbot chemischer Waffen (OPCW) vernichtet. Diese hat die Vernichtung bestätigt. Zweitens: Der Chemiker Wil Mirsajanow, der in den neunziger Jahren an der Entwicklung von Nervengasen in der Sowjetunion mitgearbeitet und dann in die USA emigrierte, hat dort die Formel des Nervengases, das die Briten Nowitschok nennen, veröffentlicht. Er sagte in einem Interview, dass jedes gute Labor mit gut ausgebildeten Fachkräften diesen Kampfstoff entwickeln kann. Arbeiten an diesem Stoff wurden denn auch in einigen Ländern durchgeführt, unter anderem in den USA und in Grossbritannien.

Die britische Regierung sagt ja nicht, dass ihr konkrete Beweise für eine russische Täterschaft vorliegen. Sie sagt nur, es sei «sehr wahrscheinlich».

Vor jedem Gericht der Welt gilt ein Grundprinzip: «Im Zweifel für den Angeklagten.» Es ist Aufgabe der Strafverfolgung, Beweise für die Schuld vorzulegen. Es ist nicht deine Aufgabe, deine Unschuld zu beweisen. Aber in diesem Fall sollen wir genau das tun, weil wir die bösen Jungen sind, denen man alle schlimmen Sachen in die Schuhe schiebt.

Derzeit führen Experten der OPCW in Salisbury eigene Untersuchungen durch. Erhoffen Sie sich davon entlastende Ergebnisse?

Ich hoffe, dass die Untersuchungen ehrlich durchgeführt werden. Aber wir haben leider schon erlebt, dass die Experten dieser Organisation bei ihren Ermittlungen nicht immer die eigenen Regeln einhalten. Erinnern wir uns an den Giftgasangriff in Syrien, der einen amerikanischen Angriff zur Folge hatte. Wir haben darauf bestanden, dass die OPCW-Leute Proben direkt am Ort des Geschehens sammeln. Aber das taten sie nicht, sie untersuchten nur eine Probe, die man ihnen gegeben hatte. Wir können nicht ausschliessen, dass so etwas auch jetzt in Salisbury geschieht. Deshalb haben wir darauf beharrt, dass unsere Spezialisten dabei sein können. Das ist schliesslich auch in der internationalen Chemiewaffenkonvention vorgesehen. Artikel 9 (2) verlangt, dass das Land, auf das ein Verdacht fällt, binnen zehn Tagen informiert und um Aufklärung gebeten werden muss. Der Vorfall in Salisbury ereignete sich am 4. März, aber erst am 14. oder 16. März wurden die Experten der OPCW eingeladen. Sie trafen erst am 19. März ein, fünfzehn Tage nach dem Vorfall. Es wäre interessant, zu wissen, was die britischen Behörden in diesen zwei Wochen gemacht haben.

Bei allen Zweifeln ist klar: Es gab einen Anschlag, vermutlich mit einem Giftstoff, auf Sergei Skripal und seine Tochter. Wenn nicht Russland dahintersteckt, wer dann? Wem hätte das genützt? Hat man in Moskau keine Vermutungen?

Ausgerechnet in London und in Grossbritannien sterben häufig russische Emigranten und Agenten oder Briten, die irgendwie mit Russen verwickelt waren. Ich spreche etwa von dem ehemaligen Geheimdienstoffizier Alexander Litwinenko, oder ich spreche von Badri Patarkazischwili, einem Partner des Oligarchen Boris Beresowski. Und natürlich von Beresowski selbst, der unter ungeklärten Umständen gestorben ist. Aber auch Briten hat es getroffen, etwa den Arzt, der an Litwinenkos Autopsie beteiligt war, und einen Anwalt mit Beziehungen zu Russland.

Noch einmal: Wem sonst hätte der Anschlag nützen können?

Wenn wir Verschwörungstheorien spinnen wollen, könnte man sich vorstellen, dass der Vorfall Theresa May hilft, von Problemen abzulenken. Etwa von den Problemen mit dem Brexit und seinen Kosten für Britannien. Andere Experten weisen auf das Problem von Morden und Vergewaltigungen durch Migranten hin. Diese Sache war von den Medien aufgegriffen worden. Doch nach dem Fall Skripal brach diese Berichterstattung sofort ab.

Aber den grössten Elefanten im Raum ignoriert jeder: Es gibt ein Land, das mehr als jedes andere ein Interesse hat, Russlands Ruf im Westen zu schädigen, und das als ehemaliges Mitglied der Sowjetunion Zugang zu sowjetischen Chemiewaffen hatte.

Sie meinen die Ukraine?

Ja.

Es gibt ja im Strafrecht die Regel: «Sucht nach dem Nutzniesser.» Wie ich schon sagte: Uns würde der Fall am wenigsten nützen. Manche Experten wollen nicht ausschliessen, dass es sich um das von Ihnen genannte Land handelt.

Die Ukraine hat sich an der koordinierten Aktion des Westens, der Massenausweisung russischer Diplomaten, beteiligt.

Ich bin überrascht von dieser koordinierten Aktion. Es handelt sich offensichtlich nicht um spontane, sondern um vorbereitete Schritte. Sie werden in der Regel genau durchdacht. Davon sprechen meine Kollegen in den USA, in Grossbritannien, in Frankreich.

Die koordinierte Aktion war gleichwohl kein voller Erfolg. Denn sonst wären nicht zehn EU-Länder aus der gemeinsamen Front ausgeschert.

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang meinen Minister Lawrow zitieren: Wir hatten wohl recht, als wir sagten, dass es nur noch wenige unabhängige Länder im modernen Europa gibt. Da weist ein Land ein oder zwei Diplomaten aus und flüstert uns gleichzeitig ins Ohr: «Tut uns leid, aber wir standen unter ungeheurem Druck.» Dieser Druck ist Washingtons wichtigstes Instrument auf der Weltbühne geworden. Lawrow hat noch auf etwas anderes hingewiesen. Die Eliten in diesen Ländern haben nicht die Absicht, auf die Stimme ihrer Bevölkerung zu hören. Ich wurde auf eine Umfrage in Deutschland hingewiesen, in der man wissen wollte, ob man neue Russland-Sanktionen verhängen sollte. Mehr als 80 Prozent haben das abgelehnt. Das heisst, dass man die Methoden der direkten Demokratie öfter einsetzen sollte. Aber das macht ja nur die Schweiz.

Die Schweiz hat keine Diplomaten ausgewiesen und Russland keine Schuld zugewiesen. Überrascht Sie das, oder haben Sie es erwartet?

Die Schweiz hat seit 25 Jahren keinen ausländischen Diplomaten ausgewiesen. Sie bleibt eines der wenigen europäischen Länder, die noch souverän und unabhängig sind. Ausserdem spielt die Schweiz eine wichtige Rolle als Brückenbauer zwischen Konfliktparteien. Das wissen wir sehr zu schätzen.

Russland hat Gegenmassnahmen angekündigt. Wie kann man denn aus der Eskalationsspirale wieder ausbrechen?

Falls irgendjemand glaubt, dass Russland sich dem Druck beugen wird, dann täuscht er sich. Wie Minister Lawrow sagte: «Wir werden diese Unverschämtheiten nicht dulden.» Und wir haben nicht damit angefangen.

Wenn sich zwei Jungen auf dem Schulhof prügeln und jeweils einer dem anderen die Schuld gibt, greift irgendwann der Lehrer ein und trennt sie. Aber wo ist der Lehrer, wenn sich zwei Nuklearmächte streiten?

Dieser Lehrer muss die Stimme der Vernunft sein. Wir sind bereit. Aber wie heisst es in diesem Sprichwort: «It takes two to tango.» ○



«Was für einen Sinn ergäbe die Tat für uns?»: Spezialisten nach dem Anschlag auf Skripal.



Wege aus der Abhängigkeit: Facebook-Gründer Mark Zuckerberg.

Essay der Woche

Datendemokratie als Chance

Von Ernst Hafen — Die monopolistische Facebook-Welt droht an ihrem eigenen Geschäftsmodell zu scheitern. Die Zukunft gehört einer Digitalwirtschaft, die den Menschen in den Mittelpunkt stellt. Mit wenigen gesetzlichen Anpassungen können wir den Fünfer und das Wegli haben.

Der Skandal um Facebook und Cambridge Analytica löst weltweit Wellen der Empörung aus: Facebooks Verlust von 40 Milliarden Dollar an der Börse zeigt, welche Bedeutung die Anleger der Privatsphäre bei den Daten beimessen. Aber eigentlich war der Kern der Geschichte schon vorher bekannt: Wir bezahlen unsere Gratis-Datendienstleistungen – von Facebook über Whatsapp bis zum Fitnesscoach – mit unseren Daten. So steht es auch in den Geschäftsbedingungen, doch wer liest diese schon. Wir haben uns die «globale soziale Infrastruktur», wie sie Mark Zuckerberg nennt, mit unseren Daten erkaufte. Facebook kontrolliert, welche Information wir sehen. Das Aktienkapital steigt, je genauer das Verhalten der einzelnen Nutzer vorhergesagt werden kann.

So haben wir uns in den letzten zehn Jahren in eine digitale Abhängigkeit von multinationalen Konzernen begeben. Mit der zunehmenden Bedeutung der künstlichen Intelligenz (KI) wird diese noch stärker zunehmen. Jene Firmen, die die meisten Daten haben, können die besten Algorithmen entwickeln und testen. Der taiwanische Unternehmer Kai-Fu Lee hat letzten Sommer in der *New York Times* in seinem Artikel «The Real Threat of Artificial Intelligence» darauf hingewiesen, dass schon bald nur noch Firmen aus den USA und aus China KI-Dienstleistungen für die ganze Welt anbieten werden. Das führt zu noch stärkeren ökonomischen Abhängigkeiten, denn auch die Gemeinde Bülach, die SBB oder das Kantonsspital Aarau werden auf diese Dienstleistungen angewiesen sein.

Die Auswege aus dieser Konsequenz werden seit Jahren diskutiert. Gesetzliche Einschränkungen der Datengiganten oder staatliche Einflussnahme auf deren Entwicklung sind jedoch nur kurzfristige Lösungen: Wir befinden uns erst am Anfang einer globalen Umwälzung. Google, Facebook oder Amazon sind noch stark in der klassischen Wirtschaftslogik verhaftet. Eine nachhaltige digitale Wirtschaft beruht auf Daten, die geteilt und genutzt werden. Sie sind die Infrastruktur des 21. Jahrhunderts.

Rolle der Schweiz

Dass die Daten unter der Kontrolle von wenigen stehen, monopolisiert die Wirtschaft und vermindert die Wertschöpfung. Die reale Wirtschaft profitiert heute davon, dass wir uns im

Mittelalter aus der Feudalherrschaft gelöst haben: Jeder kann heute selbst entscheiden, wie er seine Arbeit und sein Geld investieren will. In einer nachhaltigen digitalen Wirtschaft werden wir den Zugang zu unseren Daten verwalten, wie wir heute unser Geld verwalten.

Im Gegensatz zu Geld sind Daten kopierbar. Es ist also durchaus möglich, den Fünfer und das Weggli zu bekommen: Wir belassen das alte Digitalmodell mit seinem *The-winner-takes-it-all*-Muster, welches Champions wie Facebook hervorgebracht hat. Zusätzlich aber entwickeln wir eine neue digitale Wirtschaft, in der wir die Kontrolle über den Zugang zu unseren Datenkopien haben. Oder wie der Technologie-Publizist Evgeny Morozov im Artikel vom Ostersonntag im *Guardian* fordert: «Nach dem Facebook-Skandal ist es an der Zeit, die digitale Wirtschaft auf das öffentliche und private Eigentum an den Daten abzustellen.» Wir in der Schweiz und in Europa haben die Chance, in den nächsten fünf bis zehn Jahren die Führungsrolle für eine nachhaltige und demokratische digitale Gesellschaft zu übernehmen.

Recht auf digitale Selbstbestimmung

Der Begriff des Dateneigentums ist, gerade weil Daten kopierbar sind, problematisch. Mein Arzt ist verpflichtet, meine Daten fünfzehn Jahre aufzubewahren. Das Datenschutzgesetz und das Humanforschungsgesetz schränken seine Verwendung meiner Daten ohne meine Einwilligung ein. Mein Arzt ist aber auch verpflichtet, mir eine Kopie meiner medizinischen Daten auszuhändigen. Ich selbst bin frei, was ich mit meinen Daten tun möchte. Statt von Dateneigentum ist es sinnvoller, von Datenzugang zu sprechen. So könnte ich in Zukunft auch einer Facebook-App Zugang zu meinen medizinischen Daten geben, denn diese bietet mir eine durch KI breitabgestützte Diagnose an. Das Individuum erhält als potenzieller Aggregator all seiner persönlichen Daten eine entscheidende Rolle in der digitalen Wirtschaft.

Um das Individuum als Drehscheibe einer fairen Datenwirtschaft zu ermächtigen, braucht es wenig: Im Mai tritt in der EU die neue Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) in Kraft. Mit Artikel 20 (Datenportabilität) wird jede Organisation, die personenbezogene Daten sammelt, verpflichtet, dem Datensubjekt eine digitale Kopie dieser Daten in einem gängigen Format auszuhändigen. Damit erhält der EU-Bürger ein Recht auf eine Kopie all seiner Daten, von Facebook über die Supermarktkette bis hin zu seiner medizinischen Akte. Geplant als Wettbewerbsförderung, um den Lock-in bei einem Datenprovider zu vermeiden – wie bei der Portabilität der Natelnummer –, wird die Datenportabilität die Grundlage für die neue Datenökonomie liefern.

Mit meiner Natelnummer kann niemand viel anfangen. Pharmazeutische Firmen oder Startups mit neuen Datendienstleistungen sind hin-

gegen sehr daran interessiert, wenn ich ihnen Zugang gewähre zu meinen Genom-, Fitness-, Ernährungs- und Versorgungsdaten. In der Schweiz hat der Bundesrat das Postulat «Recht auf Kopie» von Nationalrat Fathi Derder (FDP) in der Revision des Datenschutzgesetzes nicht berücksichtigt, welches ein Recht des Bürgers auf eine digitale Kopie seiner Daten verankern wollte. Ich bin überzeugt, dass im 21. Jahrhundert ein Recht auf Kopie oder die Datenportabilität die Grundlage für die digitale Selbstbestimmung ist und als Grundrecht in die Verfassung gehört. Mit den gesetzlichen Entwicklungen in der EU ist die Schweiz das einzige Land in Europa, welches dieses Recht nicht anerkennt.

Datenportabilität oder das Recht auf Kopie können wir allerdings nur gewinnbringend nutzen, wenn wir unsere Daten poolen und gemeinsam nutzen. Wir müssen daher entsprechende Plattformen zur sicheren Verwahrung und geregelten Nutzung anbieten. Persönliche Daten sind einer der ganz wenigen Werte mit einem potenziell hohen ökonomischen Wert, der unter allen Menschen gleichmässig verteilt ist. Alle Menschen sind Milliarden in Genomdaten, denn das menschliche Genom besteht aus 6 Milliarden Basenpaaren, ob sie nun in Tansania oder in der Schweiz leben. Der Wert der Daten liegt nicht im Datensatz einer einzelnen Person, sondern in der Aggregation von Millionen von Datensätzen, was sich im Börsenwert von Facebook oder Alphabet (Google) ausdrückt.

In einer neuen Datenwirtschaft sollte dieser Wert der Gesellschaft und nicht alleine den Shareholdern der Firmen zugutekommen. Zur Verwaltung erscheint insbesondere die Struktur von Genossenschaften geeignet. Die demokratische Ein-Mitglied-eine-Stimme-Organisation der Genossenschaft bildet die Grundlage für eine demokratische Nutzung der Daten. Die Genossenschaft verwaltet die Zugangsrechte der Benutzer auf deren Daten. Möchte etwa eine Pharmafirma diese Daten nutzen, erfragt die Genossenschaft bei den selektierten Benutzern die Zugriffsrechte. Gewinne aus der Verwendung der freigegebenen Daten kommen allen Nutzern und der Gesellschaft zugute.

Apple prescht vor

In der Schweiz haben wir daher eine tatkräftige Initiative gestartet: Die Midata-Genossenschaft bietet bürgerkontrollierte Datenkonten an und regelt den Zugang zu den Daten. Derzeit wird diese Plattform vor allem für Forschungsprojekte genutzt und weiterentwickelt. Entsprechende Midata-Genossenschaften befinden sich in Deutschland, in den Niederlanden, Grossbritannien und Belgien im Aufbau.

Zwar kümmern sich die meisten Benutzer heute nicht um ihre Daten, aber auch kaum jemand hat vor fünfzehn Jahren das Potenzial eines Smartphones erkannt: Innert zehn Jahren

hat sich das Smartphone fast auf der ganzen Welt durchgesetzt. Man braucht kein Prophet zu sein, um zu behaupten, dass auch die Demokratisierung der Datenökonomie über das Smartphone laufen wird. Interessanterweise hat Apple letzte Woche bereits angekündigt, Benutzern eine Kopie all ihrer iOS-Daten (Musik, Adressdaten, Mail, Bilder, Chats etc.) zu geben. Und das nicht nur mit dem Zweck, mit den neuen Bestimmungen der DSGVO kompatibel zu sein. Das Unternehmen sieht in dieser transparenten Datenpolitik auch eine Chance: dass Benutzer ihm für andere, neue Dienstleistungen Zugang zu weiteren persönlichen Daten (medizinische Daten, Bildungsdaten usw.) gewähren. Das Beispiel Apple zeigt, dass bereits heute Konzerne die wirtschaftlichen Chancen einer bürgerkontrollierten digitalen Wirtschaft sehen.

Die neue digitale Wirtschaft muss den Bürger ins Zentrum stellen. Der Weg dorthin führt über die Schaffung gesetzlicher Grundlagen für die Datenportabilität und die bürgerkontrollierte Verwaltung von Datenkopien. Die menschliche Intelligenz des Einzelnen verbindet sich mit der künstlichen Intelligenz. Letztere werden wir nach wie vor aus den USA und China beziehen, aber jetzt zu unseren Bedingungen. Dass Firmen wie Facebook unsere Daten und damit unsere digitale Identität kontrollieren, kann nirgendwo im Interesse der Menschen auf der Welt sein. Demgegenüber hat die Datendemokratie eine wirkliche Chance.

Wer hätte gedacht, dass man den Fünfer und das Weggli doch bekommen kann? Die Kopierbarkeit der Daten, die Datenportabilität und der Mensch als Drehscheibe seiner eigenen Daten machen es möglich.

Ernst Hafen, ehemaliger ETH-Präsident, ist Professor am Institut für Molekulare Systembiologie der ETH Zürich. Er ist Mitbegründer der Genossenschaft Midata.

VALUES WORTH SHARING

«Unsere Familie investiert langfristig – seit 1136.»

S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein, LGT Chairman seit 1990



Private Banking

lgt.ch/values

Aus Liebe mach Geld

Von *Claudia Schumacher* — Inszenierung statt Romantik:
Wie man im Zeitalter der sozialen Medien seine Beziehung vermarktet.

Zu jung für Facebook, zu faltig für Instagram, zu geistlos für Twitter: Wenn nur zwei dieser drei Aussagen auf Sie zutreffen, können auch Sie eine «PRomance» (neueinglich, von PR und Romance) führen. Denn das ist die frohe Botschaft: Uns allen steht offen, unser bedingt bedeutsames Leben im Internet zu etwas zu machen, was wir uns sogar fast selbst abkaufen. Neckische Bilder der eigenen Person plus Partner lassen sich auf Instagram teilen, und man gelangt zur Überzeugung, dass es eben nicht allen piepegal sei, wen man knutscht. Ausserdem, unter uns: Haben Sie sich auch schon gefragt, ob Sie nicht vielleicht cooler wirken, wenn Sie Ihr hübsches Töchterchen extrem niedlich, aber auch «genderfluid» und zukunftsweisend aufrüschern, abfotografieren und in einem sozialen Netzwerk posten? Die anderen könnten denken, dass derjenige, der ein solches Kind hat, auch selbst verdammt cool ist. Wenn Sie sich also für die Kunst der Selbstaufwertung durch schamlosen Ausverkauf Ihrer Liebsten interessieren, lernen Sie mit uns von den Grossmeistern des Fachs. Noch ein Bonbon: Je nachdem, ob tatsächlich ein Hahn nach Ihnen kräht oder nicht, lässt sich auf diesem Weg «Liebe» zu Geld machen.

Kleopatra und Cäsar: Die Macht der dramatischen Inszenierung — Die Traumfrau der Antike war in mehrfacher Hinsicht Vorläuferin der heutigen Influencerin. So glauben wir etwa immer noch, dass wir viel über ihr Privatleben wüssten – dabei ist das meiste kaum verbürgt und vieles widerlegt. Doch Kleopatra wusste um die Macht der dramatischen Inszenierung und den unwiderstehlichen Reiz guter Geschichten. So gibt es bis heute keinen Spielfilm und keine Dokumentation über das Superluder der Weltgeschichte ohne die Szene, in der sie sich lasziv vor Roms berühmtesten Cäsaren aus dem Teppich rollt – dabei dauert der Fussweg vom Kanal durch die Gassen von Alexandria bis in die Palastgemächer hinein mehr als eine halbe Stunde, und eine in Teppich gewickelte Kleopatra wäre am Ende als eine tote, weil definitiv erstickte 21-Jährige aus dem Teppich gerollt.

Ausserdem behaupten wir bis heute, sie sei blendend schön gewesen, dabei zeigen die wenigen authentischen Bildnisse eine Frau mit übergrosser Nase, trotzigem Kinn und verbissenen Zügen, die irgendwie ein unangenehmes Mass an Ehrgeiz nahelegen. Auch heutige Influencerinnen entpuppen sich bei Treffen



PRomance für Fortgeschrittene: Heidi Klum mit Tom Kaulitz.

im analogen Raum oft als Frauen ordinärer Optik; ihnen helfen bei der Selbstverzauberung zusätzlich Photoshop und Fotofilter, wo Kleopatra nur Charme und Chuzpe sowie ein Heer leibeigener Boten zur Verfügung hatte,

die die Märchen über ihre Person in die Welt hinaustrugen (für Digital Natives: Diese Boten posteten quasi die Storys von Kleopatra).

Bevor Ägyptens Königin in Marc Antonius den Mann ihres Lebens fand und ob der wahren

Liebe den Verstand verlor, konzipierte sie mit kühlem Kopf die erste PRomance überhaupt. Dass Macht nicht nur sexy, sondern öffentlich verbürgter Sex auch mächtiger macht, wusste sie ebenfalls als Erste: «Kaisarion» hiess das Kind, das sie angeblich von Cäsar bekam und das ihre Machtposition sicherte.

Die Bemerkung von Historikern, dass Cäsar zeugungsunfähig war, ist natürlich korinthenkackerisch. Diese PRomance triumphiert bis heute über all die kleingeistigen Versuche, sie auf den Boden der Tatsachen zu holen. Wir erinnern uns auch stärker an dieses erste grosse PR-Märchen zum politischen Vorteil beider als an Kleopatras grosse Liebe zu Marc Antonius. Wir merken uns: Der eine oder die eine, mit dem oder der eine maximale Auswirkung erreicht wird, ist jeder Liebe vorzuziehen.

Helene Fischer und Florian Silbereisen: Dominatoren des Schlagers —

Lernen Sie vom Beispiel Beatrice Eglis, wie überaus mächtig und nicht kritisierbar eine etablierte PR-Beziehung ist: Nachdem das 29-jährige Schweizer Mädchen die deutsche Schnulzdominatorin Helene Fischer für ihre öffentlich geführte Beziehung mit Schlager-Prinzgemahl Florian Silbereisen kritisiert hatte, traf sie ein Shitstorm. Eglis werde «immer überheblicher» und solle «in der Schweiz bleiben», meinten beleidigte, offenbar nationalistisch gesinnte Schlagerfans.

Die Fischer und der Silbereisen sind das gnadenlose Traumpaar der Schlagerwelt. Angeblich ist der TV host seit vielen Jahren mit der Gesangsmaschine liiert, öffentlich bekannt gab er die überaus vermarktbar Bindung im Jahr 2008. Ihren ersten TV-Auftritt hatte Fischer, die aus Sibirien stammende Schönheit mit dem Charme einer Zahnärztin, schon drei Jahre zuvor – im Duett mit Silbereisen in dessen Show «Hochzeitsfest der Volksmusik». Dreierlei lässt sich lernen von Silberischer/Fischeisen:

Erstens: Eine PRomance ist eine Beziehung, deren Kapitalisierung so gross ist, dass sich kaum jemand vorstellen kann, unter dem Riesenhaufen Geld irgendwo echte Gefühle zu finden. (Möglich ist es natürlich dennoch; bisher war kein offizieller Zeuge mit den beiden im Schlafzimmer.)

Zweitens: Um eine derart lukrative Beziehung vor der Destruktionsgewalt solcher Verdachtsmomente zu schützen, ist es ratsam, niemals gemeinsam Interviews zu geben und – ganz wichtig! – keine Homestory zuzulassen. Es mag kontraintuitiv wirken, sich als Teilhaber einer PR-Beziehung der PR zu verweigern, doch eben darin liegt der Geniestreich: Kritische Geister, die Ihre Beziehung für gefakt halten, können nur so überzeugt werden. Denn wenn sich zwei der Öffentlichkeit verweigern, lieben sie sich ja vielleicht



Nicht kritisierbar: Silbereisen, Fischer.

wirklich. Das konsequente Verweigern von Homestories hat einen weiteren Vorteil: Falls Ihre Beziehung halt doch nur ein Fake ist, müssen Sie nicht mal eine gemeinsame Wohnung zu Showzwecken einrichten.

Und drittens: Sie können sich ja stattdessen vor Millionen Zuschauern im Fernsehen gegenseitig interviewen, wie Silberischer/Fischeisen das mit Vorliebe tun. Ist Ihre PR-Beziehung dann eines Tages ganz fest etabliert, können Sie auch mal Erfolgskrumen abwerfen.

Ein Schelm, wer Böses denkt, aber: Als Fischer käme man dann vielleicht auf die Idee, jemanden wie die Schlagerprinzessin Beatrice,

Zum Nachmachen: Paaren Sie sich unpassend, aber politisch korrekt.

die beim selben Label ist wie Fischer, nach Absprache öffentliche Kritik äussern zu lassen. Dann kriegen nämlich alle Aufmerksamkeit: das Paar – und die arme Kritikerin. Ewig klingeln die Kassen.

Für alle, die nicht singen können: Auch wenn der Dorfarzt mit der Helferin anbandelt, kommen vielleicht mehr Klatschtanten in die Sprechstunde. Oder die Pilotin zeigt ihre Liebe mit dem Co-Piloten auf Instagram, und ein Reiseunternehmen wird aufmerksam und sponsert. Vieles lässt sich vermarkten, was in der gleichen Branche passiert. Voraussetzung: Beide haben etwas, was addiert zu Geld wird, metaphorisch gesprochen: eine Stimme und eine Bühne.

Heidi Klum und Tom Kaulitz: Die Frau und das Beiwerk —

Der Frühling ist da, «Germany's Next Topmodel» 2018 läuft, und der Kaulitz zwitschert es von den Dächern: Er,



Superluder: Liz Taylor als Kleopatra (1963).

Tom Kaulitz, knutscht jetzt die Klum. Der Junge von Tokio Hotel hat was mit der 44-jährigen, beinharten Heidi, dieser anderen vor Kälte strahlenden Erfolgsblondine: Deutschland erholt sich kaum von der skandalösen Kunde. Ja, ist der denn schon volljährig? Auch wenn Kaulitz aussieht wie ein Kind mit Karnevals-Klebebart, ist er bereits 28 Jahre alt.

Jetzt, da die Rechtslage geklärt ist, was lässt sich anschauen? Klum, die sich nicht zum ersten Mal mit einem Grünschnabel an der Seite schmückt, führt eine PRomance für Fortgeschrittene. Nämlich eine vom Kaliber, Gesellschaftsdebatten anzustossen. Sie, die *cougar*, und er, der Lolita: reicht, um wochenlang Schlagzeilen zu generieren und auf Twitter für Spiel, Spass und Spannung zu sorgen. In so einem Klima der öffentlichen Erregung interessieren sich dann natürlich auch wieder mehr Leute für «Germany's Next Topmodel», und womöglich kauft man auch wieder irgendwas von Kaulitz, was auch immer der dieser Tage produziert.

Eine Bastelanleitung zum Nachmachen: Paaren Sie sich unpassend, aber politisch korrekt. Dann stehen Sie wie Klumlitz auf der richtigen Seite, denn wer sich jetzt über den Altersunterschied zwischen den beiden mokiert, muss sich anhören, dass keiner was dagegen hätte, verliefte der *age gap* geschlechtlich umgekehrt – so werden Spötter schnell zu Frauenfeinden, während das komische Paar Sympathien erntet.

Was auch funktioniert: Sie paaren sich als fitnessbewusster Mann mit einer dicken Frau und zelebrieren das auf Instagram, da werden vielleicht sogar Boulevardmedien auf Sie aufmerksam. Aber das gab's schon, vielleicht denken Sie sich was Neues aus – der Kreativität sind hier (im Rahmen des Rechtsstaats) keine Grenzen gesetzt. Glück auf!

Entschleuniger und Tempobolzer

Von Christoph Mörgeli

In der «Arena» vom 23. Februar gab sich LCVP-Präsident Gerhard Pfister als unerschütterlicher Prellbock der EU-kritischen Zentralschweiz. Vor dem grossen Fernsehpublikum griff der Katholisch-Konservative aus Oberägeri zur alt eidgenössischen Hellebarde: «Ich sehe den Nutzen des Rahmenabkommens nicht», wiederholte er mehrmals. «Es gibt kaum jemanden in diesem Land, der sagt: <Wir brauchen dieses Rahmenabkommen.>»

Angesichts des Desinteresses der Wirtschaft höhnte Pfister über das geplante Rahmenabkommen: «Die Privatbankiers sind mittlerweile noch die Einzigen, die sagen, wir brauchen das noch.» Zu den Turbos in Bundesrat und Politik gewandt, erklärte er: «Ich glaube, wir müssen nicht so cheibe schnell aufs Tempo drücken.» Und weiter: «Wir müssen nicht pressieren, zumal ich niemanden in diesem Land höre – die Wirtschaft müsste es eigentlich sein, ich höre die Wirtschaft nicht, die sagt: <Wir brauchen jetzt unbedingt schleunigst ein Rahmenabkommen.>»

Was tat der tapfere Gerhard ein paar Tage später? Er schrieb einen «offenen Brief der CVP an die Vertreter der Wirtschaft». Und liess sie wissen: «Die Schweiz braucht dringend eine Verhandlungsgrundlage, um die Diskussionen mit der EU weiterführen zu können.» Aus dem nicht pressierten Entschleuniger ist plötzlich ein Drängler und Tempobolzer geworden. Es sei «dem politischen Prozess und der Meinungsbildung in der Bevölkerung» nicht dienlich, wenn die Schweizer Wirtschaft nicht «mit einer Stimme spricht». Der Unterton des eben noch skeptischen CVP-Präsidenten an die Adresse der Wirtschaftsverbände ist deutlich, fast drohend: Wenn Ihr Euch nicht raschmöglichst geschlossen hinter den Rahmenvertrag einkolloniert, schadet Ihr dem Land.

Wie wenn der «offene Brief» der CVP abgesprochen gewesen wäre – und das war er wohl auch –, reagierten die Wirtschaftsverbände umgehend im gewünschten Sinn. «Der Druck der CVP hat gewirkt», konstatierte die *Sonntagszeitung*. Weil die Wirtschaft keinen Druck macht, tut es halt die CVP. Und siehe, sie fand sechs Wirtschaftsverbände, die ihr folgen. «CVP schmiedet Wirtschafts-Allianz gegen Martullo-Blocher», titelte dieselbe *Sonntagszeitung*. Damit wird leider offenkundig, welchen staatspolitischen Grundsätzen die CVP folgt. Sie kämpft nicht für die Schweiz und für die Schweizer. Sondern gegen Martullo-Blocher.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Schiffli nicht versenken

Von Peter Bodenmann — Aus Angst vor dem Frühlings-Hochwasser wird der Greyerzersee bereits abgesenkt.



Nach dem Tod der Gletscher kommt das Austrocknen von Rhein und Rhone: Greyerzersee.

Die Schweiz ist das Wasserschloss Europas. Auch dank unseren Gletschern und Schneefeldern. Die Gletscher sind bald weg. Und die Lebensdauer der noch wichtigeren Schneefelder sinkt. Alles wegen der Klimaerwärmung.

Erstaunlicherweise regt sich fast niemand darüber auf. Dies, weil die Umweltorganisationen von Moritz Leuenberger und Doris Leuthard erfolgreich eingeschlafert wurden. Fast alle Umweltaktivisten träumen von einer Stelle beim Bundesamt für Umweltschutz. Der Marsch durch die Institutionen war erfolgreich. Nur andersrum als angedacht.

Bereits in einigen Jahrzehnten werden Rhone und Rhein im Sommer regelmässig austrocknen. Dann wird ökonomisch die Stunde der Schweizer Seen schlagen. Man wird das Niveau des Brienersees, um Deutschland vor dem Austrocknen zu bewahren, um bis zu achtzig Meter absenken. Und das Wasser zwecks Rettung des Rheins mittels eines Stollens über den tiefer gelegenen Vierwaldstättersee abfliessen lassen.

Die Berner Oberländer werden von den Deutschen hohe Wasserzinsen pro geliefertem Kubikmeter erheben. Und mit schönen Badelandschaften den abgesenkten, sowieso immer viel zu kalten Brienersee erfolgreich kaschieren.

Parallel dazu entstehen entlang des Zürichsees schöne, durchgehend begehbare Uferpromenaden. So wie heuer am Greyerzersee. Die Liegenschaften der reichen Seeanstösser verlie-

ren an Wert. Weil sich vor ihren Palästen Krethi und Plethi unter Sonnenschirmen mit Dosenbier und Discomusik vergnügen.

Brutal leiden wird natürlich auch die Schifffahrt auf unseren Seen. Noch ist es glücklicherweise nicht so weit. Die Zürcher Seeschifffahrt ist ein chronisches Defizitgeschäft. Aber die Zürcherinnen und Zürcher lieben das subventionierte *Schiffli*-Fahren. Die Bürgerlichen wollten endlich sparen, zumindest symbolisch. 2017 mussten daher alle Fahrgäste für das Vergnügen einer Schifffahrt fünf Franken mehr bezahlen.

Das System funktionierte ökonomisch ausgezeichnet. Statt 1,5 Millionen Fahrgäste beförderte die Zürcher Seeschifffahrt im Jahr 2017 nur mehr 1 Million Passagiere. Diese bezahlten aber – dem Fünfliber sei Dank – mehr als die 1,5 Millionen Fahrgäste im Vorjahr. Das Defizit schmolz, ohne dass die Kapazitäten bereits kostensenkend heruntergefahren worden wären. Die Fortsetzung des Sparkurses hätte noch grössere Sparerfolge mit sich gebracht.

Das Volk liebt Brot und Spiele. Die Linken kündigten eine Volksinitiative gegen die bürgerlichen Sparer und *Schiffli*-Spass-Versenker an. Und die rechte Zürcher Regierung knickte letzte Woche ein. Nun kann man wieder ohne Fünf-Franken-Zuschlag *Schiffli* fahren.

Genau so funktioniert die Schweiz.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Und plötzlich Salat

Von Kurt W. Zimmermann — Der politische Journalismus wandelt sich in einen Showstar-Journalismus. Das ist erfreulich.

Ein Hund, der sich wütend in sein Opfer verbeisst, nennt man in der Kynologie einen «Hetzhund».

Ein gutes Beispiel für diese Spezies ist etwa Martin Kilian, der US-Korrespondent des *Tages-Anzeigers*. Er schreibt ausschliesslich über ein Thema, über Donald Trump.

Es braucht viel Phantasie, um sich täglich in Trump verbeissen zu können. Kilian schreibt darum auch darüber, warum sich Trump wie der «Chef einer Putzkolonne» verhält, wie es bei der «Liaison mit der Pornoqueen» zugeht und «warum Donald Trump plötzlich Salat isst».

Es ist ein Beispiel unter vielen. Der politische Journalismus entwickelt sich derzeit rasant in Richtung Show-Journalismus.

Die glitzernden Superstars der Gegenwart sind nicht mehr Angelina Jolie, Cristiano Ronaldo, Leonardo DiCaprio und Lady Gaga. Die Glamourfiguren von heute heissen Donald Trump, Emmanuel Macron, Wladimir Putin, Viktor Orbán und Recep Tayyip Erdogan. Jedes Fingerschnippen, jeder Tweet und jede Randbemerkung von ihnen sorgt für tagelange Medienhysterie.

Wenn Macron gar öffentlich seine Gattin herzt, Putin zum Eishockeyschläger greift und Trump einen Salat isst, explodieren die Headlines. Wenn man es positiv sieht, kann man darin eine Verpolitisierung des Journalismus erkennen. Wenn man es negativ sieht, ist es eine Boulevardisierung der politischen Publizistik.

Ich denke, man sollte es positiv sehen. Vom früher beschworenen «Politverdruss» ist keine Rede mehr. Ich kann mich in den vierzig Jahren, in denen ich mit Journalismus zu tun habe, an keine so medial aufgeheizte Debatte wie derzeit erinnern.

Ausnahme: Deutschland

Die Kontroversen um EU, Euro, Migration, Welthandel, Nationalstaat und Islam werden mit einem feurigen Furor geführt, dass es eine Freude ist. Die Medien, links von *New York Times* bis *Spiegel* und rechts von Fox News bis *The Sun*, haben auf diesem geistigen Schlachtfeld einen entscheidenden Beitrag geleistet, indem sie eine zuvor nie gesehene Aggressivitätsstufe zündeten.

Medien folgen immer den Megatrends, sie machen selber keine Megatrends. Heute folgen sie einer einzigartigen Personalsituation. Noch nie gab es derart viele Staatsoberhäupter mit schillernden Starqualitäten. Von Trump bis Putin, von Macron bis Erdogan sind Exzen-

triker an der Macht, Populisten allesamt, sprunghaft und selbstverliebt, also exakt der Stoff, in den sich Journalisten mit Genuss verbeissen.

All die Egomane an der Spitze führen zum identischen Reflex. Man bewundert sie, oder man hasst sie. Die Journalisten sind dadurch gezwungen, Position zu beziehen. Distanzierte Neutralität geht nicht mehr. Sie sind darum deutlich konfrontativer geworden, auch sprachlich radikaler. Ausdrücke wie «Idiot» und «Clown» und «Psychopath» sind für Staatspräsidenten heute an der Tagesordnung.



Exzentriker an der Macht: US-Präsident Trump.

Und damit wären wir bei der grossen Ausnahme. Deutschland. Dort steht mit Angela Merkel eine Figur an der Spitze, der solch ein polarisierender Stil vollkommen abgeht. Sie ist einschläfernd bis zur Erstarrung.

Die Folge ist die Erstarrung in den Medien. In Deutschland arbeiten heute die unkritischsten Journalisten der westlichen Welt. Sie sind stramm regierungstreu, selbst bei umstrittenen Themen wie Flüchtlingspolitik und Grosser Koalition. Sie knallen mit den Absätzen, wenn Merkel diktiert. Falls die unkritischen deutschen Journalisten ihr bescheidenes Mütchen mal kühlen müssen, dann kühlen sie es ausser Landes, bei Trump und Putin.

Man muss Trump und Putin dankbar sein. Öde Politik führt zu ödem Journalismus.

Unter Umständen

Von Henryk M. Broder — Die Armee ist de facto abgeschafft.

Letzte Woche fanden in Deutschland die «traditionellen Ostermärsche» statt. «Tausende von Menschen», so berichtete sowohl das Erste wie das Zweite, hätten gegen Krieg und für Abrüstung demonstriert. Die Bildausbeute von den Orten des Geschehens war dürftig; zu sehen waren Menschen, die Regenbogenfahnen schwenkten, «Omas gegen Rechts» und Kinder für den Frieden. Um die Berichte opulenter erscheinen zu lassen, wurden sie mit bewegten Bildern aus den Kindertagen der Friedensbewegung aufgefüllt. Ich wunderte mich, warum überhaupt über etwas berichtet wird, das so wichtig ist wie die deutschen Minigolf-Meisterschaften der Senioren. Vermutlich weil es schon immer getan wurde. Jährlich grüsst das Murmeltier. Etwas Wichtiges kam in den Berichten nicht einmal andeutungsweise vor. Das Rückgrat der deutschen Friedensbewegung ist – die Bundeswehr. Seit die Wehrpflicht «ausgesetzt», also de facto abgeschafft wurde, existiert die Armee nur noch auf dem Papier. Trotz der vielen Auslandseinsätze – von Mali bis Afghanistan – taugt sie für den Ernstfall so sehr wie ein Spaten bei einem Erdbeben. Das Standardgewehr der Bundeswehr, das G36 der Firma Heckler & Koch, läuft beim Dauerfeuer heiss und hat nicht genug Schlagkraft. Die Mehrzweck-Helikopter NH90 durften nach einem Unfall monatelang nicht fliegen. Die Indienststellung des neuen Militärtransporters A400M verzögert sich seit Jahren, weil ständig neue Probleme entdeckt werden. Die 93 Tornado-Jets sind «nicht Nato-tauglich», unter anderem weil sie über kein «Freund-Feind-Erkennungssystem» verfügen, das «irrtümliche Angriffe auf alliierte Jets verhindern soll». Von 244 Leopard-2-Panzern gelten höchstens 95 als einsatzbereit.

Das alles kann kein Zufall sein. Die Bundeswehr ist das, was ihr Slogan «Wir. Dienen. Deutschland» verspricht: ein Dienstleistungsunternehmen. Ihr guter Ruf als «zeitgemässer Arbeitgeber, der Gleichstellung ermöglicht», zieht auch junge Frauen an. Und damit das so bleibt, will die Bundeswehr auch «Spezialkleidung für schwangere Soldatinnen» einführen, 500 Umstandsuniformen werden derzeit von achtzig Soldatinnen getestet. Es heisst, sie seien «elastisch» und könnten während der ganzen Schwangerschaft getragen werden. Sowohl am Schreibtisch wie auch auf dem Gelände.



Der orange Riese wankt

Die Migros ist wirtschaftlich in einer schwachen Verfassung. Sie wird durch Discount-Konkurrenz, Einkaufstourismus und Versandhandel angegriffen, die Margen schwinden. Der neue Chef muss aufräumen. *Von Beat Gygi und Christoph Mörgeli*

Der Detailhandelsriese Migros verliert an Kraft und Beweglichkeit. Gegenwärtig sorgen fast nur die Ausscheidungs-Skirennen unseres Wintersportnachwuchses im Rahmen des Grand Prix Migros für positive Schlagzeilen. Auch der Spitzenplatz auf der Liste der renommiertesten Unternehmen der Schweiz – zum fünften Mal in Folge – ist im Grunde nur ein Trostpflaster. Ansonsten steht der orange Riese mit seinen 105 000 Mitarbeitern im Frühling 2018 in so heftigem Gegenwind wie noch kaum je während seiner 92-jährigen Geschichte. Zwar hat es soeben eine Verjüngung der Führungsspitze gegeben, nachdem Anfang Jahr Fabrice Zumbrunnen vom abtretenden Herbert Bolliger den Posten als Präsident der Generaldirektion des Migros-Genossenschafts-Bundes übernommen hat. Mit seinen 48 Jahren ist der von Coop Neuenburg über die Migros Neuenburg in die Zentrale aufgestiegene Zumbrunnen der bisher jüngste Konzernchef der Unternehmensgeschichte. Aber daneben deuten viele Anzeichen im Konzern auf Alterung hin.

Immer weniger Geld

Grell ist jedenfalls der Kontrast: Als der junge Chef vorige Woche, nur gut zwei Monate nach seinem Start, dem Publikum den Geschäftsbericht zum Jahr 2017 vorlegte, zeigte er das Bild eines schwerer, langsamer, müder und kostenträchtiger werdenden Kolosses. Damit ist nicht gemeint, dass die Migros mit ihren 28 Milliarden Umsatz grössenmässig etwas hinter dem Rivalen Coop zurückliegt, nein, ins Auge springen innere wirtschaftliche Schwächen. Die neuesten Zahlen zeigen einen Betriebsgewinn 2017, der mit 603 Millionen Franken um einen Drittel unter dem Vorjahreswert liegt. Und mindestens so auffällig ist, dass dies keinen einmaligen Ausrutscher darstellt, sondern dass es schon das dritte Jahr in Folge ist, in dem die Ertragskraft nachliess.

Heute beherrscht die Migros zwar gegen 40 Prozent des Schweizer Lebensmittel-Detailhandels, was eine weltweit einzigartige Marktstellung bedeutet. Sie verdient aber seit einigen Jahren bei fortgesetztem leichtem Wachstum von Umsatz, Verkaufsflächen und bei zunehmender Vielfalt der Geschäftstypen unter dem Strich immer weniger Geld. Im Vergleich mit 2014 ist die Betriebsmarge, also der Betriebsgewinn in Prozent des Umsatzes, praktisch halbiert worden, nämlich von 4,1 auf 2,1 Prozent. Auf einer ähnlich abschüssigen Bahn befinden sich der Reingewinn wie auch

der geschäftliche Geldzufluss. Der Reingewinn der Migros erreichte jüngst noch eine Marge von 1,8 Prozent des Umsatzes und liegt damit nun bereits unter der Spanne von 2 bis 4 Prozent, die als interne Zielvorgabe gilt.

Angesichts der Herausforderung des sich immer bedrohlicher ausdehnenden Versandhandels und des Einkaufstourismus im nahen Ausland muss sich Zumbrunnen jetzt an den Lieblingsspruch von Vorgänger Pierre Arnold erinnern: «Endlich beginnen die Schwierigkeiten.» In diesen schwierigen Tagen erhält der neue Mann an der Spitze der Migros früher und brutaler als erwartet die Chance, zu zei-

Dass die Migros ausserhalb ihres Kerngeschäfts nicht besonders erfolgreich ist, hat schon Tradition.

gen, was in ihm steckt. Gewiss, Zumbrunnen hat dieser Tage das Ergebnis eines Geschäftsjahres präsentiert, das noch sein Vorgänger an der Konzernspitze, Herbert Bolliger, zu verantworten hat – soweit Verantwortung zum Tragen kommt. Aber von nun an gehen Erfolge und Misserfolge beim Stabilisieren des orangenen Riesen auf Zumbrunnens Konto.

Die zentrale Frage, wie die Migros eigentlich ihr Geld verdient, kann man bildlich etwa so beantworten: Das Unternehmen gleicht einem Tisch mit vier Beinen. Zwei von ihnen wurden in jüngerer Zeit aggressiv angenagt durch Konkurrenten und durch Kosten. Ein weiteres Bein ist schon gar nicht mehr da, und nur das vierte ist noch in normaler, wenn auch nicht enormer

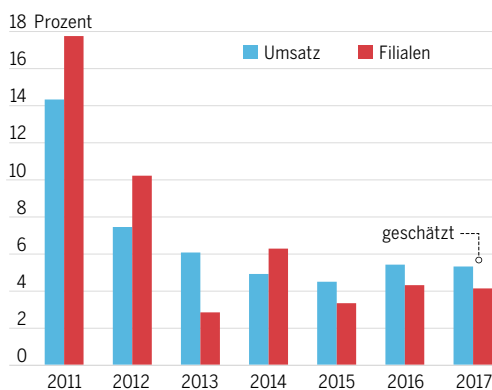
Stärke vorhanden. Der Tisch steht also eigentlich auf drei relativ dünnen Beinen. Konkret in Zahlen heisst das: Erheblich gelitten hat jüngst das Einzelhandels-Kerngeschäft in den zehn regionalen Genossenschaften, die mit ihren verschiedenen Läden, Freizeitanlagen, Gastronomiebetrieben, Klubschulen und Gesundheitsangeboten den Umsatz 2017 zwar bei gut 16 Milliarden Franken verteidigten, aber mit gut 300 Millionen Franken 44 Prozent weniger Betriebserfolg erzielten als im Jahr zuvor. Erheblich war der Margenschwund auch in der Sparte Industrie und Grosshandel, etwa bei den Firmen Chocolat Frey, Bäckerei Jowa, Bischofszell Nahrungsmittel AG oder dem Fleischverarbeiter Micarna. 2017 kam diese konzernerneigte Industrie nur noch auf einen Drittel des letztjährigen operativen Gewinns.

Genossenschaftsstruktur erst ab 1941

Was ist mit dem Bein, das quasi fehlt? Dabei handelt es sich um das Handelsgeschäft ausserhalb des eigentlichen Kerngebiets Detailhandel und der zehn Genossenschaften – sozusagen um einen Anbau. Es ist ein ganzes Bündel von Firmen, etwa mit den Töchtern Denner und Globus, den Kleinläden Migrolino, dem Tankstellennetz Migrol, den stark wachsenden Online-Anbietern Digitec Galaxus, Depot, M-Way und Le Shop, dem massiv zurückgestutzten Buchhändler Ex Libris oder mit der Möbelkette Interio; bis vor kurzem war auch Office World dabei. Die ganze Sparte hat 2017 bei einem Umsatz von fast 8 Milliarden Franken einen operativen Verlust von gut 80 Millionen Franken verursacht – praktisch wie im Vorjahr. Nur das vierte, seit je ziemlich

Schweizer Wachstum von Aldi und Lidl

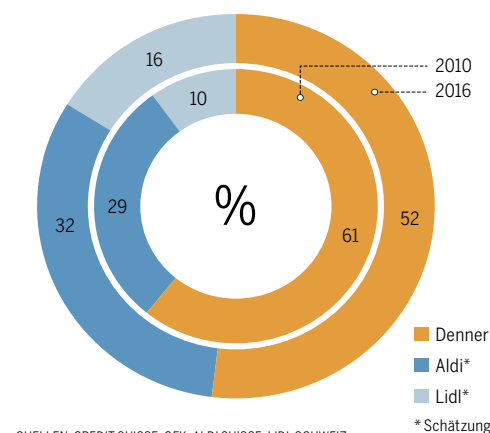
Jährliche Wachstumsraten: Umsatz und Anzahl Filialen von Aldi und Lidl zusammen



QUELLEN: CREDIT SUISSE, GFK, BFS

Marktanteile der Discounter

Umsatzanteile im Schweizer Discounter-Markt (Food)



QUELLEN: CREDIT SUISSE, GFK, ALDI SUISSE, LIDL SCHWEIZ

Deutsche Discounter: Terrain erobert, aber nicht explosionsartig.



Kampf an drei Fronten: neuer Migros-Chef Zumbrunnen.

dünne Bein behielt seine Stützkraft, nämlich die Sparte Finanzdienstleistungen mit der Migros-Bank, die ähnlich wie zuvor ihre 280 Millionen Franken Gewinn beisteuerte.

Viele wundern sich und fragen: Warum kommt der Konzern nun in solche Probleme, wo sich doch in den vergangenen Jahrzehnten das Genossenschaftsmodell für die Migros wie auch für den Konkurrenten Coop zu einem einzigartigen Wachstumsmodell entwickelt hat, das zugleich der Inbegriff von Stabilität ist? Im Grunde beruht die Genossenschaft auf der Idee der Selbsthilfe: Früher tat man sich zusammen, um in schwierigem Umfeld gemeinsame Ziele zu erreichen, erste Versicherungen entstanden, um Krankheits- und Sterberisiken solidarisch aufzufangen, landwirtschaftliche Genossenschaften, um die Ernte- und Produktionsrisiken zu teilen. Die Vorteile aus dem Zusammenspannen werden nicht als Gewinn behalten, sondern möglichst den Genossenschaftern zugeleitet. Heute hat die Migros über zwei Millionen Genossenschafter, die in Werbekampagnen als «Besitzer der Migros» angesprochen werden.

Halt – die Migros hat darin gar nicht ihren Ursprung. Der Gründer Gottlieb Duttweiler hatte 1925 mit einer Aktiengesellschaft begonnen, wie es auf Seite 29 ausgeführt wird. Erst

1941 kam die Genossenschaftsstruktur ins Spiel; damals überführte Duttweiler angeblich «nach alteidgenössischer Idee» seine private Aktiengesellschaft in selbständige Regionalgenossenschaften und schloss sie im Migros-Genossenschafts-Bund (MGB) zusammen. Duttweiler-Biograf Curt Riess bevorzugte allerdings die These, der Grosskaufmann habe möglicherweise mit einem Endsieg Hitlers gerechnet und die Enteignung einer Genossenschaft durch die Nazis als weniger wahrscheinlich beurteilt als die einer Aktiengesellschaft. «Ein Millionchen habe ich behalten», kommentierte der auch als Redner überaus populäre Volkstribun Duttweiler, «aber das habe ich auch verdient.» Sein Prinzip des «sozialen Kapitals» bezweckte, an der Marktwirtschaft festzuhalten, diese aber gezielt auch den materiell Schwächeren zugutekommen zu lassen.

In den USA lernte Duttweiler nach dem Krieg die Idee von Selbstbedienungsläden kennen, und 1948 führte die Migros europaweit erstmals die Selbstbedienung ein, wobei «Dutti» auf eine verlockende, angenehme und abwechslungsreiche Einkaufslandschaft setzte: «Der Angriff auf die Hausfrau geht über das Herz.» 1970 wurde das erste MMM-Einkaufszentrum der Schweiz eröffnet. Zu einem ungewöhnli-

chen Unternehmen machen die Migros das seit 1957 festgeschriebene Kulturprozent, die noch immer starke Beschränkung auf die Schweiz, das Verkaufsverbot für Alkohol und Tabak sowie die zahlreichen Sparten des Migros-Kosmos: Dazu gehören die publizistisch sträflich unterschätzte Wochenzeitung *Migros-Magazin*, die Klubschulen, der Reiseveranstalter Hotelplan, das nun zurückgestutzte Medienunternehmen Ex Libris, die eigene Bank, Hotels, Vergnügungsparks, Fitnesscenter und so weiter. Die öffentlichen Anfeindungen wichen spätestens Ende der sechziger Jahre der allgemeinen Anerkennung. Die Migros mauserte sich zum Schweizer Vorzeigeunternehmen und grössten privaten Arbeitgeber im Inland.

Im Ausland gescheitert

In diesem Universum gerät Zumbrunnen nun in einen Kampf an drei Fronten: Erstens hat das Kerngeschäft mit dem Detailhandel stark an Ertragskraft verloren, zweitens ist die zur Eigenproduktion aufgebaute Industrie ebenfalls unrentabler geworden, und drittens verdient man mit den aussergenossenschaftlichen Handelsgeschäften heute nichts. Dass die Migros ausserhalb ihres Kerngeschäfts nicht besonders erfolgreich ist, hat allerdings schon Tradition. 1951 scheiterte Duttweilers persönlicher «Ta-

xi-Krieg» gegen die Preisgestaltung der mittelständischen Taxiunternehmen. Verlegerisch ist 1978 der Umbau der *Tat* mit anspruchsvollem Polit- und Kulturteil zu einer Boulevardzeitung misslungen. Zudem musste die sozialliberale Partei Landesring der Unabhängigen trotz ständiger Finanzspritzen der Migros 1999 mangels Wählerbasis liquidiert werden. Im gleichen Jahr wurde die Versicherung Secura dem Generali-Konzern abgetreten.

Nicht weniger als dreimal scheiterten schliesslich Auslandabenteuer der Migros: 1933 durch die nationalsozialistische Machtergreifung in Berlin, 1975 nach zwanzig Jahren in der Türkei und in den neunziger Jahren mit einem Verlust von 300 Millionen Franken in Österreich. Abgesehen von einigen Verkaufsstellen in Frankreich und in Deutschland fokussierte sich die Migros dann wieder auf den inländischen Markt – bis sie 2012 mit dem Kauf der deutschen Lebensmittelkette Tegut und nun in China über die Online-Handelsplattform Net Ease Koala damit beginnt, neue Auslandsgeschäfte zu testen. Auch Digitec Galaxus soll in Deutschland Fuss fassen.

Traumhaftes Spielfeld für ein Management

Für wen ist es überhaupt ein Problem, wenn die Migros an Ertragskraft verliert und gutes Geld in schwach rentable Zusatzgeschäfte steckt? Das Management erhält ja Fixlöhne – der Konzernchef gut 900 000 Franken Jahresentschädigung – und aus dieser Sicht keine Anreize, für hohe Margen oder Gewinne zu kämpfen, da kein entsprechender Bonus winkt.

Gewinne dürfen nur zur Verfolgung des Genossenschaftszwecks verwendet werden.

Die 24-köpfige Verwaltung des Migros-Genossenschaftsbundes, quasi der zentrale Verwaltungsrat, mit Präsident Andrea Brogginini wird gleichfalls unabhängig von der Ertragslage honoriert. Die Eigentümer haben ebenfalls keinen unmittelbaren Vorteil von einem Gewinn, da die Migros als Gruppe von Genossenschaften organisiert ist, die keine Gewinnanteile an ihre Mitglieder ausschütten. Genossenschafter sind nicht wie Aktionäre, die Dividenden und Aktienkurs am eigenen Portemonnaie spüren.

Gewinne dürfen laut Statuten grundsätzlich nur zur Verfolgung des Genossenschaftszwecks verwendet werden, das heisst: einerseits «den Mitgliedern und der Bevölkerung in günstiger Weise Waren und Dienstleistungen von guter bis hoher Qualität sowie Kulturgüter zu vermitteln» und andererseits «die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Ideale und Interessen ihrer Mitglieder und der Bevölkerung im Allgemeinen zu fördern und gegenüber Behörden und Wirtschaftsverbän-

Unternehmen

Vom Störenfried zum Musterknaben

Gottlieb Duttweiler war ein kantiger Unternehmer in Politik und Wirtschaft. In der Kette seiner Nachfolger hat der jüngste die schwierigste Aufgabe.

Es war damals die allerletzte Chance des 37-jährigen Zürcher Kaufmanns Gottlieb Duttweiler, nachdem ihn der Konsum in Basel nicht einmal als einfachen Verkäufer angestellt hatte. 1925 entwickelte der völlig mittellose Konkursit die Idee des Migros-Detailhandels, die aus dem Nichts zu den heutigen 28 Milliarden Franken Umsatz und 105 500 Angestellten führte. Duttweilers Geschäftsidee war ebenso simpel wie erfolgreich: mehr Umsatz dank weniger Gewinn. Billige Produkte – so spekulierte er – sei die wirksamste Werbung. Also reduzierte er die Marge um die Hälfte, was nur bei schlankem Sortiment, schnellem Warenumsatz und ohne kostspielige Verkaufsflächen möglich war. Mit Lastwagen fuhr die Migros Zucker, Kaffee, Teigwaren, Reis, Kokosfett und Seife zu den Kundinnen. 1926 wurde an der Zürcher Limmatstrasse der erste Migros-Laden eröffnet.

Der Widerstand von organisierter Landwirtschaft, Gewerbe, Konsumgüterindustrie und linken Konsumgenossenschaften war ebenso heftig wie kontraproduktiv. Denn diese Gegner zwangen Duttweiler zu eigenen Produktionsanlagen unter Vermeidung von Markennamen, zu immer besseren Ideen und raffinierteren Werbebotschaften. Ein verfassungswidriges Filialverbot, das Parlament und Bundesrat 1933 als Akt der reinen Willkür erliessen, führte Duttweiler in die Politik. Von den Bürgerlichen als Preisdrücker und von der Sozialdemokratie als Kapitalist geschnitten, gründete er 1935 die Tageszeitung *Die Tat* und mit dem Landesring der Unabhängigen seine eigene Partei, in der er als Nationalrat und Ständerat politisierte.

In den Kriegsjahren zählte Duttweiler als Mitglied des Gotthardbunds, als Unterstützer der Anbauschlacht, Organisator der Nahrungsmittelzufuhr sowie Sponsor von Filmen für die geistige Landesverteidigung zu den führenden Köpfen des Widerstands gegen den Totalitarismus.

Am Lebensende quälten Duttweiler neben gesundheitlichen Störungen infolge seines Übergewichts Gefühle der Vereinsamung und der mangelnden Anerkennung durch die offizielle Schweiz. Die Ablehnung seiner Ständeratskandidatur



Bessere Ideen: Migros-Gründer Duttweiler.

1959 durch die eigenen Parteifreunde empfand er als kränkende Zurückweisung. Zwei von ihm ins Auge gefasste hervorragende Persönlichkeiten wollten Duttweilers Erbe an der Spitze der Migros nicht antreten, nämlich die späteren Bundesräte Friedrich Traugott Wahlen und Hans Schaffner. Stattdessen wurde 1962 Duttweilers Neffe, Nationalrat Rudolf Suter aus Basel, sein Nachfolger an der Spitze des Migros-Genossenschaftsbundes (MGB). Der kampferprobte Militärpilot und nationale Präsident des Landesrings erlebte 1967 den absoluten Höhepunkt seiner Partei, als sie sechzehn Nationalratssitze eroberte und in Zürich einen Ständerat stellte. Unter Suters vierzehnjährigem Präsidium erreichte die Migros ihre beherrschende Stellung im schweizerischen Einzelhandel.

Liebling von Ringier

Eine noch profiliertere Persönlichkeit besass Suters Waadtländer Nachfolger Pierre Arnold, der die Konzernleitung von 1976 bis 1984 innehatte. Der ausgebildete Agraringenieur war der Prototyp eines modernen Managers und harten Sanierers, der sich nicht scheute, gelegentlich anzuecken. Arnold wurde ab 1980 durch die wachstumskritische Bewegung M-Frühling herausgefordert, indem Kandidierende aus dem linken und grünen Lager die

offiziellen Amtsinhaber bedrängten. 1984 übernahm «Monsieur Migros» Pierre Arnold den Vorsitz der Migros-Verwaltung, 1992 jenen der Gottlieb-und-Adele-Duttweiler-Stiftung.

Nach ihm amtierte Jules Kyburz von 1992 bis 2000 als Präsident des MGB; er hatte seit 1984 als oberster Geschäftsführer gewirkt. Der gebürtige Aargauer, ursprünglich Magaziner und Verkäufer, hat fast sein ganzes Berufsleben in der Migros verbracht. Der trocken, ja spröde wirkende Kyburz prägte während seines erfolgreichen Berufslebens eine weitere stürmische Wachstumsphase mit, wobei er aber immer die Ideale Gottlieb Duttweilers hochhielt – auch den ausgeprägten schweizerischen Patriotismus.

Der Berner Peter Everts machte 2001 den Weg an die Migros-Spitze schon nach kurzer Zeit unter Mitnahme einer happigen Abgangsentschädigung frei. Ihm folgte für vier Jahre Anton Scherrer, der später ins Präsidium der Swisscom wechselte. Er empfahl als Nachfolger den Ökonomen Herbert Bolliger, damals Chef der Migros Aare. In den zwölf Jahren an der Konzernspitze kaufte der Wettinger («Ich kann mir kein Haus an der Goldküste leisten») zahlreiche, vor allem inländische Unternehmen hinzu. Bolliger galt intern als direkt bis aufbrausend; besonders umstritten war in seiner Amtszeit die Vögele-Beteiligung der Migros. Seine starken bis ausfälligen Worte gegen Einkaufstouristen und Billig-Detaillisten aus Deutschland wirkten wenig souverän. Dafür pflegte Bolliger erstklassige Beziehungen zum Medienhaus Ringier. Es gab kaum einen Anlass der Schweizer Cervelat-Prominenz, an dem er sich nicht mit Gattin Beatrice fotografieren liess. Man munkelte, dass es vor allem die ausgebildete Fitnesstrainerin war, die ihn für solche Events motivierte.

Bei der Wahl des neuen Konzernleiters per 2018 setzte sich der ausgebildete Soziologe Fabrice Zumbrunnen durch, der laut *NZZ am Sonntag* beim Wahlgremium als «netter Kerl» galt. Diese Eigenschaft ist möglicherweise ein entscheidender Karrierevorteil in der Genossenschaft Migros, in der Regional- und Spartenfürsten lieber einen netten als einen starken Chef wollen. Zumbrunnen ist als früherer Einkäufer in der Fitness- und Gesundheitsbranche gegenwärtig gefordert wie noch kaum je einer seiner Vorgänger.

Christoph Mörgeli und Beat Gygi

Gottlieb Duttweiler. Eine Biografie von Curt Riess. Mit einem Vorwort von Karl Lüönd. Europa-Verlag. 2011. 408 S., Fr. 44.90

den zu vertreten». Das ist ein traumhaftes Spielfeld für ein Management. Wenn Gewinne anfallen, kann man sie verwenden, um in der Öffentlichkeit und für die Kunden Sympathisches zu tun, und wenn die Margen geringer ausfallen, kann man geltend machen, dies sei auf günstige Verkaufspreise zugunsten der Konsumenten zurückzuführen, erfülle also voll den Genossenschaftszweck.

In der Praxis läuft es darauf hinaus, dass die Migros-Führung Gewinne im Wesentlichen wieder ins Unternehmen investiert, indem Verkaufsflächen ausgebaut, Gebäude perfektioniert, neue Geschäftsfelder aufgebaut oder aufwendige PR-Aktionen durchgezogen werden.

Plastisch sieht das so aus: Bei Genossenschaften wie Migros und Coop gibt es nicht wie bei einer ABB einen Hahn, aus dem Gewinne an die Eigentümer fließen können; alles erwirtschaftete Geld bleibt im Unternehmen. Das Management erhält diese Gewinne, um so mit attraktiven Aktionen punkten zu können und um den Konzern grösser zu machen. So gesehen, haben Migros-Chefs durchaus Anreize, Gewinne zu steigern, denn Grösse ist das, was bei einer Handelskette nach aussen am ehesten sichtbar und prestigeträchtig ist. Das Rennen um die Umsatzführerschaft zwischen Coop und Migros ist ein typisches Anzeichen dafür. Den Detailhändlern ist die Zuwanderung aus dem Ausland denn auch herzlich willkommen, weil dieses Bevölkerungswachstum Jahr für Jahr automatisch ein Prozent Umsatzwachstum bedeutet – ein politisch gestützter Schub für das Geschäft.

Das Genossenschaftsmodell kann rasch zu Leichtsinne verleiten. Wenn reichlich Gewinne im Unternehmen bleiben, wird unwillkürlich mehr investiert, als wenn man das Geld in einem freien Markt verdienen müsste. Das System mästet sich sozusagen selber – bis irgendwann so viel Kapital ins Verschönern von Läden, Ausweiten von Verkaufsflächen, Verbreitern des Sortiments, Aufpolieren von Marken, Einstellen von Personal und in prestigeträchtige Goodwill-Aktionen gesteckt worden ist, dass die Kosten schwerer werden als die Erträge daraus. Genau mit solchen Schwierigkeiten kämpft die Migros jetzt.

Intensiv ist auch der Kampf gegen die vor einigen Jahren in den hiesigen Markt eingedrungenen deutschen Discounter Aldi und Lidl, der Migros wie auch Coop zu hohen Investitionen in Ladenstandorte, Verkaufsflächen, Sortimente und Preisgestaltung getrieben hat. Die Grafiken auf Seite 26 zeigen, dass Aldi und Lidl in der Schweiz zwar Terrain erobert haben, aber nicht gerade explosionsartig. Im Discountermarkt allein konnten sie die Migros-Tochter Denner innerhalb von sechs Jahren von gut sechzig auf gut fünfzig Prozent Marktanteil zurückdrängen.

Im Januar 2015 gab es einen Knall, da traf die Aufhebung der Euro-Frankenkurs-Untergrenze den Schweizer Einzelhandel wie ein Erdbeben.

Die Aufwertung des Frankens machte das Einkaufen im Ausland für Schweizer Kunden viel attraktiver, der Einkaufstourismus kam bald einmal auf einen Jahresumsatz von rund zehn Milliarden Franken. Parallel dazu erlebten ausländische Versandhändler einen Boom, der bis heute anhält. Schweizer Ladenbesitzer aus allen Branchen erfuhren innerhalb kurzer Zeit einen Nachfrageeinbruch, der sich ihnen als «Germanisierung des Einzelhandels» ins Gedächtnis eingebrannt hat, als Grossangriff ausländischer Anbieter auf die Schweizer Verteilsysteme. Im

Es gibt also eine Art Trainingsfrist für Migros und Kollegen.

Schweizer Einzelhandel gab es in den Jahren 2015 und 2016 nach Schätzungen der Credit Suisse gegen vierhundert Konkurse vor allem unter den kleineren Läden, während die Überlebenden unter Margenschwund litten. Die Migros traf es ähnlich wie die ganze Branche. Sie geriet mit einem schweren Kostenblock in die Preiskämpfe und musste Zugeständnisse machen, um die Kunden zu halten.

Sonderzone Schweiz

Neben dem Einkaufstourismus mischte vor allem auch der ausländische Versandhandel den Markt auf; Kleider, Schuhe, Haushaltmaschinen, Elektronik – Millionen von Paketen überschwemmen die Schweiz. Zwar ist der Anteil des Onlinehandels am gesamten Schweizer Detailhandel laut Schätzungen der Credit Suisse mit sieben Prozent noch bescheiden, aber der Wachstumspfad ist steil. Der furchterregende internationale Gigant des Versandhandels ist für die meisten Händler zurzeit Amazon, der wie die chinesischen Online-Plattformen Alibaba und ähnliche Drehscheiben weltweit für alles Bestellungen entgegennimmt, was sich irgendwie verschicken lässt.

Die Schweiz ist zurzeit eine Art Sonderzone, weil Amazon viele Artikel bis anhin nicht hierher verschickt – es gibt also eine Art Trainingsfrist für Migros und Kollegen. Diese hat die Migros genutzt, um ihren Kanal Digitec Galaxus zu forcieren, der hierzulande nun der grösste Onlinehändler ist, vor dem deutschen Versender Zalando. Aber die Zalando-Zahlen deuten an, wie hungrig man hier nach günstigen Angeboten ist: Die Schweiz nimmt im deutschen Sprachraum einen Viertel der Zalando-Sendungen (600 Millionen Franken) auf, macht aber nur acht Prozent der Bevölkerung aus. Jetzt heisst es also für Migros und Coop: Aufrüsten in der digitalen Welt – und was passiert in der gleichen Sekunde? Da bricht der österreichische Möbelhändler XXX Lutz in den Schweizer Markt ein, ganz normal mit Holz, Verkaufsflächen und Verkäufern. An allen Ecken dringt die Konkurrenz auf den Schweizer Markt. ○



Bis zehn Wochen Ferien im Jahr: Staatssekretäre Jacques de Watteville und Pascale Baeriswyl, Botschafter Jean-Jacques de Dardel.

Botschafter im Ferienstress

Wie sich einige Top-Diplomaten der Eidgenossenschaft ihre Urlaubsguthaben am Ende der Karriere vom Bund vergolden lassen.

Von Hubert Mooser

Das Leben als Botschafter im Ausland stellt man sich etwa so vor: rund um die Welt jetten, exotische Länder bereisen, in gediegenen Villen wohnen, glamouröse Empfänge veranstalten – und dies alles zusätzlich versüsst mit einem üppigen Salär von mindestens 250 000 Franken nebst einer Vielzahl finanzieller Sonder- und Extrazulagen. Letztere als Entschädigung dafür, dass Diplomaten im Ausland leben und alle vier Jahre umziehen müssen.

Vor lauter Händeschütteln und Antichambrieren bei Häppli und Cüpli finden die Botschafter offenbar kaum noch Zeit, ihre Ferien zu beziehen. Das wird spätestens dann zum Ärgernis, wenn sie in Pension gehen und der Bund ihnen die nicht bezogenen Ferien mit Zehntausenden von Franken finanziell abgelten muss. Dies kommt häufiger vor, als man denkt, obschon das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) solche Zahlungen als «absolute Ausnahmefälle» darzustellen versucht.

Freude am Horten

So musste der Bund Ende des letzten Jahres erneut zwei in Pension gehende Missions-

leiter – also Chefs von Vertretungen im Ausland und von Delegationen bei internationalen Organisationen wie EU, Uno und so weiter – für nicht bezogene Ferientage entschädigen. Um welche Botschafter es sich handelt, gibt das EDA nicht bekannt, ebenso wenig die Höhe der Zahlungen.

In einem Fall könnte es sich um den seit dem 1. April 2017 pensionierten Staatssekretär Jacques de Watteville handeln, früher Botschafter in China, später Staatssekretär für internationale Finanzfragen und ab August 2015 Chefunterhändler für die Verhandlungen mit der Europäischen Union. Von ihm ist bekannt, dass er bis zu seinem Amtsantritt als EU-Chefunterhändler einen Ferienberg von 140 Tagen angehäuft hatte. In Frage kommen auch der Schweizer Botschafter in Beirut, François Barras, und Thomas Kupfer, Missionschef in Singapur. Anders als bei de Watteville sind die Ferienberge dieser Diplomaten aber nicht bekannt. Ob 2017 noch weitere Botschafter in den Ruhestand getreten sind, lässt sich nicht genau bestimmen, weil das EDA keine präzisen Listen über den effekti-

ven Zeitpunkt des Wechsels an der Spitze der Schweizer Auslandvertretungen veröffentlicht.

Um welche Beträge es geht, wenn der Bundesrat die Ferienguthaben seiner Top-Diplomaten und Chefbeamten finanziell abgilt, lässt sich an einem früheren Fall ablesen. Als beispielsweise der damalige Chef des Bundesamts für Bauten und Logistik (BBL), Gustave Marchand, im November 2016 in Rente ging, gab ihm sein Arbeitgeber, das Finanzdepartement, für sechzig nicht bezogene Ferientage fast 84 000 Franken mit in den Ruhestand. Das ergibt einen Tagesansatz von stolzen 1400 Franken.

Solche Fälle dürfte es eigentlich gar nicht mehr geben, weil der Bundesrat nach eigenen Angaben seit Jahren wie ein *Häftlimacher* aufpasst, dass seine Top-Leute keine Ferienberge mehr auftürmen. Zu diesem Zweck lässt sich die Landesregierung Anfang Jahr jeweils eine Liste mit den Feriensaldos aushändigen. Mit dieser Kontrolle will man vermeiden, dass Chefbeamte und andere Kaderleute Ferientage horten und am Ende ihrer Karriere dem

Bund eine saftige Rechnung präsentieren. Die letzte Liste, die der Bundesrat Anfang März zur Kenntnis genommen hat und die der *Weltwoche* vorliegt, zeichnet nicht das gewünschte Bild: Das Horten von Ferientagen ist vor allem unter Botschaftern eine sehr beliebte Beschäftigung.

Kein Verfalldatum

114 Missionschefs stehen auf der Lohnliste des Bundes, davon haben 36 teilweise enorme Ferienguthaben angehäuft. Fast jeder zehnte Missionschef hat über siebzig Ferientage zugute. Bei einem Missionschef schlagen die Ferien sogar mit 118 nicht bezogenen Tagen zu Buche, bei einem anderen mit 101 Tagen. Die Liste ist anonymisiert, so dass es für die Bundesräte nicht ersichtlich ist, welche Botschafter Ferien horteten. In der Zentrale in Bern hat ein Staatssekretär 75 nicht bezogene Ferientage auf seinem Konto. Hier weiss man nicht, ob es sich um Staatssekretär Jacques de Watteville's Ferienberg handelt, der bis April 2017 im Dienst war. Hat er während seiner Amtszeit als Chefunterhändler einen Teil seines gewaltigen Ferienberges abgetragen?

Oder handelt es sich um das Ferienguthaben von Staatssekretärin Pascale Baeriswyl, die im Dezember 2016 ins Amt kam? Fest steht ausserdem schon jetzt, dass 2018 und 2019 fünf Botschafter in den Ruhestand treten, die heute einen Feriensaldo von über siebzig Tagen aufweisen – wie das EDA auf Anfrage bekanntgibt. Einer von ihnen dürfte der jetzige Missionschef in Peking sein, Botschafter Jean-Jacques de Dardel, der wohl auf Ende dieses Jahres in Pension gehen wird.

Obwohl die Entwicklung besorgniserregend ist, gab die Liste im Bundesrat diesmal nicht viel zu reden. Der neue Aussenminister Ignazio Cassis liess dazu verlauten, die Ferienberge würden ihn ebenfalls stören. Damit war das Thema abgehakt. SVP-Aussenpolitiker Roland Büchel, in jungen Jahren im Dienst des EDA, findet, das gehe nicht: «In der Privatwirtschaft ist es nicht möglich, Ferien über Jahre hinweg zu horteten», kritisiert er. Büchel sagt, der Bundesrat müsse die Ferienansprüche seiner Kader nach dem gleichen Prinzip wie in der Privatwirtschaft behandeln: Ferien, die nicht bezogen werden, verfallen nach Obligationenrecht spätestens nach fünf Jahren.

Und was tut das EDA gegen das Ferienhorten seiner Diplomaten? Anlässlich der letzten Versetzung von Missionschefinnen

und -chefs sei auch eine verbindliche Ferienabbauplanung vereinbart worden, damit noch bestehende Ferienguthaben möglichst vor der Pensionierung bezogen würden, so eine Sprecherin. Zieht man die momentan vorliegende Ferienliste als Massstab bei, scheinen die Personalverantwortlichen des EDA dabei aber nicht gerade erfolgreich zu sein.

Haben die Schweizer Missionschefs im Ausland also keine Zeit, Ferien zu beziehen? Ein amtierender Botschafter bricht bei dieser Frage in schallendes Gelächter aus und schiebt den Satz nach: Er selber habe damit kein Problem, er wisse jedoch nicht, wie andere Missionschefs ihre Agenda managen. «Wenn man den Job richtig macht, ist er schon anspruchsvoll», erklärt ein pensionierter Botschafter. Es gebe eine hohe Präsenzzeit. Die Botschaft müsse immer besetzt sein; wenn ein Botschafter Ferien beziehe, müsse er dem jeweiligen Aussenministerium melden, wer ihn vertrete. Die Zahl von bundesrätlichen und parlamentarischen Delegationen, die auf Besuch kämen, hätten zudem stark zugenommen.

Viele Extras

Ein anderer früherer Missionschef betont, er selber sei aufgrund von nicht bezogenen Ferien drei Monate früher in Pension gegangen. Er bringt das Problem so auf den Punkt: Man habe als Chef einer Auslandsvertretung so viele Ferien, dass man gar nicht dazu komme, diese allesamt zu beziehen. Konkret: Weil Botschafter ein Nomadenleben führen und alle vier Jahre an einen neuen Ort geschickt werden, bekommen sie nebst den eingangs beschriebenen Zulagen auch noch zusätzliche Ferienwochen gutgeschrieben. Ist Dienst in einer Krisenregion angesagt, gibt es weitere Ferienwochen extra. Laut EDA kommt ein sechzigjähriger Missionschef in einer Krisenregion auf zehn Wochen Ferien im Jahr. Kein Wunder, wachsen die Ferienberge der Diplomaten.

Fassen wir zusammen: Der Bund gewährt seinen Botschaftern mehr Ferien, weil das ständige Umziehen und der Dienst in geopolitischen Hotspots eine Belastung darstellen. Die Botschafter haben dann aber gar keine Zeit, diese Ferien einzuziehen, und am Ende der Karriere muss der Bund deshalb seinen Spitzendiplomaten die nicht bezogenen Ferientage im schlechtesten Falle mit Beträgen um die 100 000 Franken finanziell abgelten. Eine solche Regelung ist absurd und grotesk. ○



**Vor lauter
Händeschütteln
und Verhandeln
finden die Botschafter
offenbar kaum Zeit
für Ferien.**

DIE WELTWOCH

**Jetzt herunterladen!
Die neue
Weltwoche-App**

**Schnellerer Download,
bessere Grafik, mehr Bilder.
Die andere Sicht, ab sofort
noch mobiler und überall
verfügbar.**



**Neu: Mit
Weltwoche daily**

Holen Sie sich hier die neue App:



Im Bann der Jusofizierung

Den Sozialdemokraten gelingt es, den Bürgerlichen die Stirn zu bieten. Das liegt an den Jungsozialisten, die mit ihrer Kapitalismuskritik die parteiinternen Reformer zu Statisten degradieren. *Von René Zeller*

«Jusofizierung». Der Urheber dieser Wort-schöpfung ist nicht zweifelsfrei zu identifizieren. Es könnte sich um Daniel Frei handeln. Der ehemalige Präsident der Zürcher SP warf im Februar 2017 den Bettel hin. Ein mit harten Bandagen geführter Streit zwischen Regierungsrat Mario Fehr und den Juso hatte ihn zermürbt. Als die SRF-Sendung «Rundschau» zwei Monate später das spannungsgeladene Verhältnis zwischen der Mutterpartei und ihren jungen Heissspornen thematisierte, beklagte Frei: «Es findet eine eigentliche Jusofizierung der SP statt.»

Diese Feststellung ist nicht freihändig formuliert worden. Seit Tamara Funicello die Juso Schweiz präsidiert, lautet die Devise: «Wir wollen der Stachel im Hintern der SP sein. Das tut der Mutterpartei gut.» Weniger gut fanden das die arrivierten Genossinnen und Genossen, die sich zu einer «Reformorientierten Plattform in der SP Schweiz» zusammengeschlossen haben. Die Aargauer Ständerätin Pascale Bruderer meinte unumwunden, der von den Juso angeschlagene Tonfall passe definitiv nicht zur Debattenkultur der SP. Also müssten die zahlreichen Sitze, die in den nationalen Gremien für Jungsozialisten reserviert seien – inklusive eines Vizepresidiums –, zur Disposition gestellt werden.

Reformerisches Wischiwaschi

Dieser Versuchsballon des Reformflügels platzte jäh. Viel zu stark war der Einfluss der Juso schon damals innerhalb der Mutterpartei. Und die «Jusofizierung» schreitet voran. Der 27-jährige Zürcher Fabian Molina, gewesener Juso-Präsident, ist soeben für Tim Guldinmann in den Nationalrat nachgerückt. Auch aus dem Baselbiet erhält die linke Avantgarde Verstärkung. Die 24-jährige Samira Marti, die in den letzten Jahren die Juso mitgeprägt hat, wird bis Ende Jahr auf die rücktrittswillige Nationalrätin Susanne Leutenegger Oberholzer folgen. Die Zahl der jungsozialistisch imprägnierten Mandatsträger im Bundeshaus wächst rasant. Zu nennen wären die Zürcherin Mattea Meyer, die Bernerin Nadine Masshardt, selbstredend auch Cédric Wermuth, der seine Rolle als Begründer eines konsequent aktionistisch-provokanten Oppositionskurses nicht abgestreift hat.

Für Tamara Funicello ist der personelle Vormarsch der Juso kein Zufall. «Unser Erfolg zeigt, dass die Sozialdemokratie keinen Millimeter zur Mitte hin rutschen darf.» Nur so



Immer selbstbewusster: Juso-Chefin Tamara Funicello (M.).

werde die SP wieder erstarren und Wahlen gewinnen, nicht aber mit reformerischem Wischiwaschi.

Im permanenten Wahlkampf, der sich zurzeit in den Kantonen abspielt, ist die SP daran, zusammen mit den Grünen das linke Tränental zu verlassen, in das sie 2015 gerutscht war. Wenn die Jungsozialisten dazu beitragen, dann in erster Linie mit ihrer programmatischen Sisyphusarbeit. Im März haben die Juso zwei kantonale Volksinitiativen durchgebracht, die mehr Transparenz bei der Politikfinanzierung fordern. In Freiburg kam das Anliegen komfortabel durch. Einem veritablen Coup entsprach hingegen die hauchdünne Mehrheit (50,28 Prozent) im konservativen Kanton Schwyz. Damit haben die Juso den Weg für die nationale Volksinitiative der Mutterpartei vorgepfadet, der in die gleiche Richtung weist.

Und der Motor der Juso brummt weiter, unablässig spuckt er Initiativpläne aus. Bereits weit gediehen ist die 99-Prozent-Initiative. Die Losung lautet: «Kapital statt Arbeit besteuern.» Die Jungsozialisten wollen, dass Kapitaleinkommen wie Dividenden, Mieteinnahmen oder Zinsen ab einer Höhe von 100 000 Franken zu 150 Prozent versteuert werden. Das würde zu einer sozialistischen Umverteilung im grossen Stil führen. «Wir gehen aufs Ganze, die Superreichen müssen bluten», lautet der Kampfruf. Das ideale Feindbild ist bereits identifiziert worden: Magdalena Martullo-Blocher soll als abschreckendes Beispiel herhalten müssen.

25-Stunden-Arbeitswoche

Das Engagement, welches die Juso in den letzten Jahren auf der nationalen Bühne an den Tag legen, ist respektabel. Die auf hohe

Managersaläre zielende 1:12-Initiative entstammte der jungsozialistischen Küche, ebenso die Spekulationsstopp-Initiative. Beide Volksbegehren fielen bei Volk und Ständen durch. Das hat den Elan der Jungsozialisten nicht gebremst. Der Kampf für eine antikapitalistische Gesellschaft wird fortgeführt. Das Credo, das den politischen Aktionen Pate steht, lautet: «Wir lehnen dieses Wirtschaftssystem ab, das nur wenigen Menschen grenzenlosen Reichtum bringt und dabei Milliarden von Menschen in Armut hält und die Umwelt zerstört.» Dafür müsse auch die Mutterpartei ihre Energie einsetzen, verlangen die Juso. Sie fordern das immer öfter. Immer lauter. Und selbstbewusster.

Eine weitere Chance, den Kampf fortzusetzen, stellt das 100-Jahr-Jubiläum des Landesstreiks dar. Das damalige Oltener Aktionskomitee setzte mit einem Forderungskatalog den ausschliesslich bürgerlichen Bundesrat unter Druck. Die Juso wollen mit einem 9-Punkte-Programm nachdoppeln. Dieses umfasst den Ruf nach der 25-Stunden-Arbeitswoche, die systematische Verstaatlichung des Bodens, die Abschaffung der Armee, Frauenquoten in Politik und Wirtschaft, ein kostenloses Gesundheits- und Bildungswesen, die Staatsbürgerschaft für alle, die in der Schweiz leben, arbeiten, zur Schule gehen und Steuern bezahlen.

Nicht minder visionär – oder sagen wir: provokativ – ist auch die von den Juso gestartete Initiative «Züri autofrei». Das Begehren hat derart viele Fussangeln, dass sich die linksdominierte Zürcher Stadtregierung und das linksdominierte Stadtparlament in die Haare geraten sind. Der Stadtrat möchte die Initiative für ungültig erklären, das Parlament spricht sich «in dubio pro reo» für eine grosszügige Auslegung aus.

Ostern abschaffen?

Und was ist von der Idee der Zürcher Jungsozialisten zu halten, die das Osterfest abschaffen wollen? In einem Papier zu «Religion und Staat im Kanton Zürich» wird gefordert, dass christliche Feiertage vollständig durch nichtreligiöse Festtage ersetzt werden. Die Juso betonen, dass hinter dem Ansinnen nicht Religionsfeindlichkeit stehe. Wichtig sei vielmehr, dass die vielen letztlich staatlichen Aufgaben, die Religionsgemeinschaften heute leisten, «wieder direkt durch den Staat übernommen werden».

Die Schleier lüften sich. Unter «Jusozifizierung» hat man zu verstehen, dass der Staat alle Lebensbereiche durchdringt, dass kirchlich getragene Suppenküchen oder Hilfswerke wie jenes von Pfarrer Sieber in behördliche Obhut gehören. Die Jungsozialisten mögen flott unterwegs sein und ihrer Mutterpartei gehörig Beine machen. Aber sie marschieren in die falsche Richtung. ○

Politik

Steuerungsapostel

Aus dem links-grünen Lager kommen Forderungen zur Regulierung von Stromnetzen und Internet. Sie tragen harmlos tönende Tarnnamen. Von Silvio Borner

Smart Grid und Netzneutralität – diese zwei Schlagworte sind heute gross in Mode, sie versprechen Effizienz bei der Stromversorgung und Gerechtigkeit im Internet. Das tönt nach Patentrezepten für die moderne Welt der Netze, schaut man aber genauer hin, schliessen sich diese Prinzipien gegenseitig aus. Zudem werden sie von den grün-rötlichen Kräften für je das falsche Netz propagiert: das Rezept Smart Grid für das Stromverteilungsnetz, das Rezept Netzneutralität für das Internet. Aus dieser Sicht haben wir heute in der Stromversorgung ein «dummes» Netz, das jederzeit Strom «neutral» liefert, wenn wir ihn benötigen.

Das wird nun immer schwieriger, wenn wir in Zukunft nebst der Energie aus Wasserkraft nur noch Flatterstrom aus Wind- und Sonnenkraft produzieren wollen, dessen Leistung je nach Wetter und Jahreszeit wild schwankt. Deshalb soll ein schlaues Netz, ein Smart Grid, Abhilfe schaffen: Es lenkt den Stromkonsum der Nachfrager schön nach zeitlicher und örtlicher Verfügbarkeit der Energie. Die Nachfrage bestimmt nicht mehr das Angebot, nein, das Angebot lenkt die Nachfrage. Der Netzbetreiber entscheidet, wann ich welches Gerät einschalten darf und wann abschalten muss.

Wert des Flatterstroms

Das ist nicht smart, sondern diktatorisch. Wenn das Problem des unsäglichen Flatterstroms wegen der Energiewende aber schon nicht zu umgehen ist, dann sollte die Lösung wenigstens so liberal als möglich sein. Die Netzsteuerung über Preissignale wäre eine Art zweitbeste Lösung. Der Wert des Flatterstroms muss sich in einem marktwirtschaftlichen Smart Grid in den Verbraucherpreisen widerspiegeln. Auf diese Weise bezahle ich je nach Jahreszeit, Wetter und Tagesstunde für eine Kilowattstunde einen ganz unterschiedlichen Preis. Ein effizientes Smart Grid für Strom braucht also eine Preis- und Produktdifferenzierung nach Zeitpunkt oder Art der Verwendung. Doch das ist genau das Gegenteil von Netzneutralität, bei der ja alle Nachfrager im Netz gleich behandelt werden und die gleichen Tarife bezahlen.

Wie sieht es beim Internet aus? Praktisch umgekehrt. Bei diesem Netz fordert das rötlich-grüne Lager den Übergang von Preisdifferenzierung zur sogenannten Netzneutralität und damit zu einem «dummen» Netz. Alle Anbieter von Filmen, Informationen und an-



«Dummes» Netz.

deren Inhalten, vor allem die ohne eignes Netz, sollen demnach diskriminierungsfreien Zugang zum Internet erhalten, und die Netzbetreiber dürfen zwischen den Nutzern nicht mehr differenzieren, indem sie verschiedene Preise für verschiedene Angebote durchsetzen. Was aber ist, wenn wir Kunden genau das wollen? Beim Kabelfernsehen gibt es ja nebst der Anschlussgebühr auch verschiedene Abos, zwischen denen wir frei wählen können.

Wahlfreiheit setzt Preis- und Produktdifferenzierung voraus. Auf diese Weise lassen sich die Wünsche der Konsumenten besser erfüllen als durch eine Netzneutralität, wie wir sie ja von der SRG her mit ihrer uniformen Versorgung der Sendegebiete schon zur Genüge

Der Staat soll den Konsumenten weder im Internet noch im Stromnetz den Verbrauch diktieren.

kennen. Wir zahlen einen (hohen) Festpreis, die Billag-Gebühr, und können dann Tag und Nacht fernsehen oder es bleiben lassen. Jede Sendung kostet gleich viel, nämlich nichts. Dabei sind gerade im Internet die Bedürfnisse meiner Enkel, der Polizei oder der Medizin, der Haushalte und Firmen doch völlig unterschiedlich. Preisdifferenzierung ist deshalb keine «Diskriminierung», wenn dies für uns Konsumenten eine bessere Versorgung dank mehr Investitionen und Vielfalt mit sich bringt.

Was ist die Moral von der Geschichte? Regulierungen sollen nicht dogmatisch auf Vorrat erfolgen und nicht den Interessen der Anbieter dienen, sondern den Endverbrauchern. Anders gesagt: Weder im Internet noch im Stromnetz soll der Staat den Konsumenten den Verbrauch diktieren.



Der Funken ist noch nicht gesprungen: Pirmin Zurbriggens Olympia-Aktion auf dem Matterhorn.

Die letzte Hoffnung heisst Stöckli

Die Kandidatur «Sion 2026» kommt nicht vom Fleck. Nun will der Bieler SP-Ständerat Hans Stöckli als neuer Hoffnungsträger das Wallis vom olympischen Gedanken überzeugen.

Von Thomas Renggli

Das Wallis ist eine unergründliche Ecke der Schweiz. Den schönsten Berg der Welt kennen alle, den längsten Gletscher der Alpen viele. Und Rainer Maria Rilke glaubte sogar zu wissen, dass von hier die hübschesten Mädchen stammen. Doch die Walliser Volksseele ist für die «Üsserschiiz» so schwer fassbar wie das Rezept für das perfekte Fondue.

Mit dieser Herausforderung sieht sich momentan Hans Stöckli konfrontiert. Der 65-jährige Bieler SP-Ständerat gilt als Hoffnungsträger der Olympiakandidatur «Sion 2026». Doch der Vizepräsident des Komitees hat ein Problem: Der Funken der Begeisterung ist noch nicht gesprungen. Daran konnte auch der Helikoptertransport der olympischen Flamme aufs Matterhorn durch Pirmin Zurbriggen nichts ändern. National bekannte Walliser Politiker wie Staatsrat Christophe Darbellay oder alt Bundesrat Pascal Couchepin gehen nur dosiert ins olympische Forechecking. Der Abgang des ursprünglichen Kandidatur-Präsidenten Jean-Philippe Rochat (nach Bekanntwerden von dessen Verstrickung in die «Panama Papers») hat viel Geschirr zerschlagen. Rochats Nachfolger Jürg Stahl muss sich bei den Wallisern noch bewähren. Und der Ferrari fahrende Fussball-Haudgen Christian Constantin ist wohl nicht der

richtige Mann, um die Botschaft eines sauberen, nachhaltigen und transparenten Projekts in die Welt zu tragen. Es ist kaum ein Zufall, dass im Walliser Staatsrat ein «Novize» mit dem Dossier betraut wurde: der 38-jährige FDP-Mann Frédéric Favre.

Praktikum bei der Weltwoche

So liegt das olympische Schicksal der Eidgenossenschaft nun bei Stöckli. Der Jurist, der während seines Studiums ein Praktikum bei der *Weltwoche* gemacht, danach aber ein An-

Die IOC-Delegierten stehen eher auf Fünfsternhotels als auf Heidi-Charme und Nachhaltigkeit.

gebot des damaligen Chefredaktors Hans O. Staub abgelehnt hat, um zuerst Richter und danach Politiker zu werden, ist ein Mann für komplizierte Fälle. Vor rund zwanzig Jahren bewältigte er eine ähnlich schwierige Mission mit Erfolg: die Veranstaltung Expo 02. Zwar handelte es sich damals nur um ein nationales Projekt, doch die Argumente der Kritiker tönnten ähnlich wie nun bei «Sion 2026»: zu teuer, ökologisch fragwürdig, zu wenig nachhaltig. Stöckli amtierte damals als Stadtpräsident in

Biel. Er forcierte 1996 eine Volksabstimmung und erhielt eine sechzigprozentige Unterstützung. Wäre er mit der Landesausstellung gescheitert, hätte seine politische Laufbahn wohl geendet.

Doch Stöckli spielte auf Risiko – und gewann. Nicht zuletzt dieser Leistungsausweis öffnete ihm die Türen in den Nationalrat und später in den Ständerat. Selbstkritische Kreise, die sich vor einem überbelegten Bratwurstfest und vor Bauruinen gefürchtet hatten, mussten schliesslich zugeben, dass die Expo.02 ein Erfolg war. Biel erlebte einen «wunderschönen Sommer» und konnte langfristig vom Grossanlass profitieren. 2004 wurde Biel für seine Stadtentwicklung mit dem Wakkerpreis ausgezeichnet. Stöckli selber erinnert sich mit einem Lachen an jene Zeit und sieht durchaus Parallelen zu seiner gegenwärtigen Herausforderung: «Ich stelle heute vergleichbare Mechanismen fest, die Gegner schrien: «Die Expo verursacht Schulden und höhere Steuern!» Wir haben das Gegenteil erreicht: Sowohl die Schulden als auch die Steuern konnten in Biel gesenkt werden.»

Dass sich Stöckli nun in olympischer Mission an vorderster Front wiederfindet, ist eher dem Zufall als einer ausgeklügelten Strategie geschuldet. Ausgangspunkt war seine Funktion

als Präsident des Eidgenössischen Turnfestes 2013 in Biel. Fränk Hofer, der damalige Fest-Direktor, stellte Stöckli im Frühjahr 2016 sein Projekt für nachhaltige und bescheidene Olympische Winterspiele mit Nutzung der geeignetsten Infrastrukturen vor. Nach anfänglichem Zögern versprach Stöckli seine politische Unterstützung. Er regte zunächst die Fusion mit einem adäquaten Projekt aus dem Berner Oberland (von Seiten des früheren Ski-Champions Mike von Grünigen) an, und letztlich den Zusammenschluss mit der Walliser Kandidatur von Christian Constantin. Mitte Dezember 2016 wurde das Dossier «Sion 2026 – Les Jeux au coeur de la Suisse» unter Beteiligung der Kantone Wallis, Waadt, Bern und Freiburg vorgestellt. Den Antrieb, die Funktion des Olympiabotschafters zu übernehmen, beschreibt Stöckli nicht ohne Pathos: «Ich bin der Überzeugung, dass Olympische Winterspiele unserem Land gesellschaftlich, wirtschaftlich und sozial einen grossen Vorwärtsschub geben können. Olympia ist ein Generationenprojekt, das den nationalen Zusammenhalt stärken wird.»

Feriengast in Saas-Fee

Der Walliser CVP-Ständerat Beat Rieder stellt seinem Amtskollegen (nicht ganz unerwartet) ein hervorragendes Zeugnis aus: «Stöckli trifft mit seiner überzeugenden, offenen und bescheidenen Art den Nerv des Volkes.» Eine Volksmehrheit lasse sich nur mit positiven Emotionen erreichen. Rieder bezichtigt die Gegnerschaft der Rappenspalterei. Dass Stöckli als Nichtwalliser einen schweren Stand hat, glaubt er nicht: «Hans kennt und schätzt unseren Kanton, und dank seiner Zweisprachigkeit kann er sich überall Gehör verschaffen.» Hans Stöckli ist in Saas-Fee ein regelmässiger Feriengast. Auch die Ostertage verbrachte er im Gletscherdorf und konnte sich überzeugen: An Schneemangel wird das Olympiaprojekt nicht scheitern.

Selbst politische Gegner attestieren dem dreifachen Familienvater eine «hohe Akzeptanz» über die Parteigrenzen hinaus. Dass Stöckli als Stadtpräsident in Biel sogar der konservativen politischen Vereinigung Auns eine Plattform für das Zwanzig-Jahr-Jubiläum des EWR-Neins gewährte, rechnet man ihm hoch an. Stöckli sei ein gemässiger Linker.

Auch aus Sportlerkreisen kommen positive Signale. Der frühere Weltklassekanute und mehrfache Olympiateilnehmer Mike Kurt, heute Exekutivrat von Swiss Olympic und Mitglied der interdepartementalen Arbeitsgruppe für «Sion 2026», setzt auf die politische Wasser-Verdrängung von Stöckli: «Er kennt die politischen Prozesse und Ansprechpartner ganz

genau. Das ist in der momentanen Phase der Kandidatur entscheidend.» Kurt lernte Stöckli an den Winterspielen in Pyeongchang kennen: «Sein Enthusiasmus und seine Begeisterungsfähigkeit sind ansteckend.» Das Feedback, das die Schweizer Delegation auf das Dossier von «Sion 2026» bei der Goodwilltour in Südkorea erhalten habe, sei ausnahmslos positiv gewesen, erzählt Kurt.

Eisschnelllauf in den Niederlanden?

Bis in Sitten tatsächlich das olympische Feuer brennt, ist es noch ein sehr weiter Weg. Doch mit seiner direkten und bodenständigen Art ist es Stöckli zuzutrauen, die öffentliche Meinung positiv zu beeinflussen – das nächste Mal am 13. April, wenn er in der Mehrzweckhalle Glu-



«Etwas zurückgeben»: SP-Politiker Stöckli.

ringen an der Seite von Beat Rieder zu einem Streitgespräch antritt. Ironie des olympischen Schicksals: Den Kontrapunkt bilden zwei Parteikollegen von Stöckli, der Walliser Grossrat Gilbert Truffer und Nationalrätin Silva Semadeni. Mit Semadeni, die auf dem medialen Boulevard den Ruf des «Olympia-Schrecks» kultiviert, verbindet Stöckli eine interessante Beziehung: «Wir sind in 99 Prozent der Sachfragen gleicher Meinung, aber wenn es um Olympia geht, schenken wir uns keinen Meter.» Mit solchen Voten kommt Stöckli beim Volk an. Als der frühere Fifa-Präsident Sepp Blatter unlängst einen Auftritt des Seeländers in Zürich erlebte, erteilte er dem Politiker quasi die olympische Absolution: «Wenn du so zu den Wallisern redest, wie du zu uns geredet hast, sagt unser Kanton zu 80 Prozent ja. Das Wallis will die Olympischen Spiele.» Blatter weiss, von was er spricht. Bis zur Wahl in die

Fifa-Spitze war er als Präsident des Kandidatur-Komitees von «Sion 2006» das Gesicht der bisher letzten Walliser Olympiabewerbung. Dann übernahm Adolf Ogi das Kommando und musste mit ansehen, wie am 19. Juni 1999 beim IOC-Kongress in Seoul die favorisierten Schweizer mit 36 zu 53 Stimmen an Turin scheiterten.

Die Konsternation im Wallis war damals riesig. Einerseits wählte man sich gegen die italienische Konkurrenz im Vorteil, andererseits hatten Blatter und Ogi den ganzen Kanton auf den olympischen Gedanken eingeschworen. Von diesem Gefühl war in der gegenwärtigen Debatte lange nichts zu spüren. Doch ausgerechnet die Nationalratsmehrheit für die Petition von Silva Semadeni, die eine nationale Volksabstimmung in der Olympiabewerbung verlangt, hat im Kanton einen Widerstandsgeist geweckt, frei nach dem Credo: «Ein echter Walliser lässt sich nicht aus Bern diktieren, was er zu tun hat.»

Stöckli freilich argumentiert anders. Er setzt auf die positiven Emotionen und die Integrationskraft des Sports. Die Paralympics, die Spiele der Behindertensportler, gewichtet er ebenso stark wie die eigentlichen Winterspiele. Und er verweist auf Fakten: Das Organisationsbudget ist stabil und enthält Reserven von 215 Millionen Franken, die Sicherheitskosten werden auf den Bund und die sechs Austragungskantone verteilt, und mit der Verwendung bestehender Infrastrukturen und den vergleichsweise geringen Investitionen wird das Gesamtkostenrisiko überschaubar. Und für die Eisschnelllaufwettbewerbe, die normalerweise mit dem Bau einer Halle verbunden sind und dementsprechend vor allem bauliche Altlasten produzieren, hat er einen konstruktiven Lösungsansatz. Eine Variante sieht vor, dass man die Eisschnellläufer ins «Exil» in die Niederlande schickt, das Epizentrum dieser Sportart. Stöckli erklärt: «Als Amsterdam für die Sommerspiele 1928 ausgewählt wurde, wären die Holländer berechtigt gewesen, auch die Winterspiele auszurichten. Weil in den Niederlanden aber die Berge und Schnee fehlen, sprang St. Moritz ein. Nun könnten wir etwas zurückgeben.»

Ob Stöcklis sporthistorischer Schuldausgleich je einen realen Bezug erhält, wird sich an der 133. IOC-Versammlung in Mailand im September 2019 weisen. Dann entscheiden die höchsten Olympier über die Vergabe der Spiele 2026. Hans Stöckli wird mit Worten und Taten dafür einstehen, dass der olympische Traum im Wallis dann noch lebt. Ob dieser aber je Wirklichkeit wird, kann auch Stöckli nicht garantieren. Denn die IOC-Delegierten stehen eher auf Fünfsternehotels und Gewinnoptimierung als auf Heidi-Charme und Nachhaltigkeit. Bisher war das jedenfalls so.

Drum prüfe

Während in den meisten Kantonen die Empfehlung der Schule genügt, muss man sich in Zürich und in der Ostschweiz den Zugang ans Gymnasium mit einer Prüfung erkämpfen. Eine Schikane?

Von Katharina Fontana (Text) und Dorian Stroligo (Illustration)

Jedes Frühjahr wieder, so scheint es dem auswärtigen Beobachter, durchleiden Zürcher Schüler und ihre Eltern Höllenqualen wegen der Aufnahmeprüfung für das Gymnasium. Von teuren Nachhilfekursen ist die Rede, von unglücklichen Schülern, die bis zum Umfallen büffeln, von Müttern und Vätern, die am Nervenzusammenbruch vorbeischrannen, und von grenzenloser Enttäuschung, wenn es dann doch nicht klappt. Die Zürcher sind nicht die Einzigen, die für den Eintritt ins Gymnasium eine Prüfung bestehen müssen. Auch in Ostschweizer Kantonen wie St. Gallen oder Thurgau setzt man auf einen Aufnahmetest, der über die Zulassung (mit)entscheidet.

Im Rest des Landes geht man es demgegenüber gelassen an. Die Mehrheit der Kantone führt im Frühling keine Prüfung durch, sondern stützt sich auf die Vornoten der letzten zwei, drei Semester und beziehungsweise oder

auf die Empfehlung der bisherigen Schule: Beim sechsjährigen Langzeitgymnasium sind es die Primarlehrer, die ihre Beurteilung abgeben, beim vierjährigen Kurzzeitgymnasium zählt die Empfehlung der Sekundarlehrer.

Damit stellt sich die Frage: Welches Verfahren ist besser? Welches sorgt eher dafür, dass am Schluss die geeigneten Kinder ins Gymnasium eintreten?

Lehrer wollen keine Prüfung

Jene, die es wissen müssen, sind die Gymnasiallehrer. In Bern beispielsweise hat sich der prüfungsfreie Übertritt bewährt. Das sagt Elisabeth Schenk, seit vielen Jahren Rektorin des Stadtberner Kirchenfeld-Gymnasiums und Präsidentin des Schulrats der Pädagogischen Hochschule Bern. 90 bis 95 Prozent der Schülerinnen und Schüler an den Berner Gymnasien seien von der abgebenden Schule direkt qualifiziert worden; die ganz grosse Mehrheit von ihnen sei am Gymnasium erfolgreich. Jene, die nicht empfohlen werden, aber dennoch ins Gymnasium eintreten möchten, können in Bern zu einer Aufnahmeprüfung antreten. Allerdings schaffen es auf diesem Weg laut Elisabeth Schenk nur rund 20 bis 25 Prozent der Prüflinge.

Die Berner Rektorin ist keine Ausnahme. Auch der Verein Schweizerischer Gymnasiallehrerinnen und Gymnasiallehrer steht dem

Kinder, die den Test nur knapp schafften, scheiden in der Probezeit häufiger aus.

prüfungsfreien Übertritt positiv gegenüber. Anfang Jahr hat der Verein eine Umfrage bei seinen Mitgliedern durchgeführt, welche die Vielfalt der verschiedenen kantonalen Aufnahmeverfahren deutlich gemacht hat. Laut Vizepräsident Lucius Hartmann, Lehrer an der Kantonsschule Zürcher Oberland in Wetzikon, sind die befragten Lehrerinnen und Lehrer der Ansicht, dass das Aufnahmeverfahren allein mit einer Prüfung nicht besser funktioniere und die Eignung der Kinder nicht besser abbilde als Systeme, die auch auf Noten und Empfehlungen basierten. «Die Prüfung stellt immer nur eine Momentaufnahme dar. Die Lehrer dagegen kennen die Kinder und können sie über eine längere Zeit beurteilen, das ergibt ein ganzheitlicheres Bild», meint Hartmann. «Nach unserer Erfahrung wissen die



Je weniger, desto gescheiter.

Lehrkräfte der abgebenden Schule sehr gut, welche Kinder für das Gymnasium geeignet sind und welche nicht.»

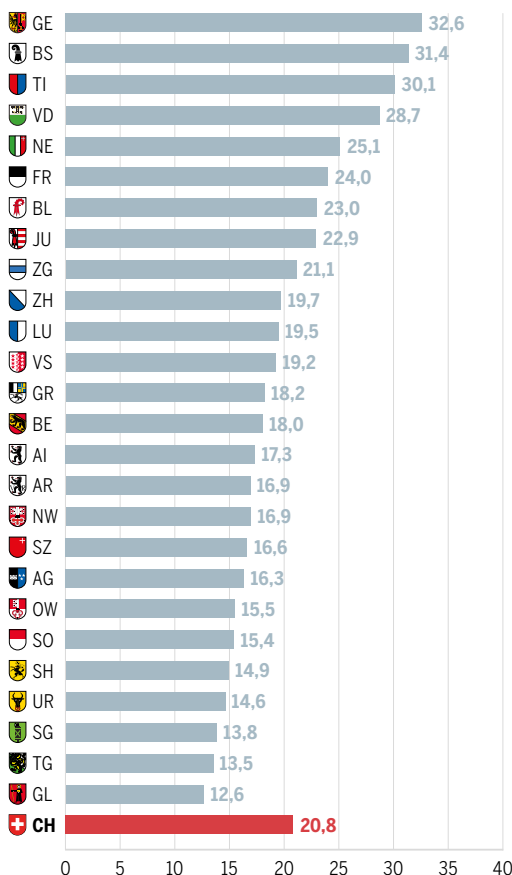
Glaubt man dem, was verbreitet zu hören ist, scheint es namentlich in Zürich viele Mütter und Väter zu geben, die der Kategorie der «Kampfelter» zuzuordnen sind und die aus der Zulassung fürs Gymnasium fast eine Frage von Leben und Tod machen. Braucht es die Aufnahmeprüfung, damit die Lehrer den massiven Druck solcher Familien besser abwehren können? Lucius Hartmann hält dies als Begründung für die Aufnahmeprüfung für übertrieben. Er verweist darauf, dass Kinder heute häufig von mehreren Lehrern oder Lehrerinnen unterrichtet würden. «Das gibt eine breitere Basis für die Beurteilung» – und macht es der Schule leichter, ihre Position gegenüber jener der Eltern zu vertreten.

Wenn also die Lehrer, die tagtäglich mit Gymnasiasten zu tun haben, die Aufnahmeprüfung für unnötig ansehen, muss man da nicht zum Schluss kommen, dass es sich um eine blosse Schikane handelt? Werden die armen Zürcher Schüler und ihre Ostschweizer Kollegen grundlos drangsaliert?

Nein, findet Niklaus Schatzmann, Chef des Mittelschul- und Berufsbildungsamts des Kantons Zürich. Er hält die Diskussion über die Zürcher Aufnahmeprüfung für medial aufgebauscht. Das Übertrittsverfahren für das Gymnasium funktioniere, übers Ganze gesehen, gut und werde von den Familien auch breit akzeptiert; Rekurse gegen negative Entscheide gebe es selten. Einzig in gewissen privilegierten Seegemeinden oder Stadtquartieren Sorge das Thema regelmässig für übertriebene Aufregung. Die Nachhilfe-Industrie trage ein Übriges dazu bei, die Ängste zu befeuern. Schatzmann, der

Gymnasiale Maturitäten

In Prozent



QUELLE: BFS

Unterschiedliche Präferenzen.



bis vor kurzem noch als Rektor der Kantonschule Freudenberg geamtet hat, ist überzeugt, dass viele Zürcher Schüler die Prüfung ohne die teuren privaten Vorbereitungslektionen schaffen würden. Gleichzeitig räumt er aber ein, dass es wünschenswert wäre, wenn die Schulen selber vermehrt Kurse für die interessierten Kinder anböten.

Doch worin besteht der Mehrwert des Zulassungstests? Warum der ganze Prüfungsstress, wenn es in den meisten Kantonen zur Zufrie-

denheit von Gymnasiallehrern und Schülern doch auch ohne geht? Der grosse Vorteil der zentralen Aufnahmeprüfung liege in ihrer hohen Objektivität, sagt Schatzmann. Das zeige sich auch daran, dass Kinder, die den Test nur knapp schafften, in der Probezeit häufiger ausscheiden würden.

Lateiner und Städter

Die Eingangsfrage, welches Verfahren für «bessere» Gymnasiasten sorgt, ist damit nicht

beantwortet. Auch die Forschung liefert keine schlüssigen Angaben: Die Vermutung, dass Kinder, die eine Aufnahmeprüfung absolvieren müssen, fürs Gymnasium eher geeignet und erfolgreicher sind als ihre Alterskollegen aus prüfungsfreien Kantonen, ist nicht erwiesen, wie mehrere Bildungsexperten auf Anfrage sagen.

Fest steht dagegen, dass zwischen der Aufnahmeprüfung und der Zahl der Gymnasiasten kein eindeutiger Zusammenhang besteht. Zwar liegen die Maturitätsquoten in der Ostschweiz deutlich tiefer als im schweizerischen Durchschnitt. Doch auch in Kantonen wie Uri oder Nidwalden, die keinen Zulassungstest kennen, gibt es unterdurchschnittlich viele Maturanden. Grund dürften in erster Linie kulturelle Unterschiede sein: In der lateinischen Schweiz setzt man deutlich stärker auf den gymnasialen Weg, ebenso in städtischen Kantonen wie etwa Basel. In der Zentral- oder der Ostschweiz liegen die Präferenzen bei der Ausbildung anderswo.

Über die Fähigkeiten der Schüler sagt die Maturitätsquote freilich nichts aus – oder eher im negativen Sinn. Die 2008 publizierte nationale Untersuchung Evamar II zum Ausbildungsstand der Maturanden ergab nämlich, dass Schüler aus Kantonen mit einer eher tiefen Maturitätsquote in den meisten der geprüften Bereiche bessere Ergebnisse erzielten als ihre Altersgenossen aus Kantonen mit einer höheren Maturitätsquote. Oder etwas salopp gesagt: Je weniger Maturanden es in einem Kanton gibt, desto gescheiter sind sie – Aufnahmeprüfung hin oder her. ○

Schulen

«Einfluss der Akademikereltern»

Für den Bildungsökonom Stefan C. Wolter hat die Aufnahmeprüfung klare Vorteile.



Wolter.

In den meisten Kantonen entscheiden Vornoten und die Empfehlung der Lehrer über den Übertritt ins Gymnasium. Wozu braucht es noch eine Aufnahmeprüfung?

Man weiss, dass die Lehrer die Notengebung an die Leistungsstärke der Klassen anpassen. In starken Klassen wird die gleiche Leistung härter, in schwachen Klassen milder benotet. Auch die Empfehlungen für den Übertritt sind nicht so unabhängig, wie man denkt: Die Eltern können beachtlichen Einfluss ausüben. Die Aufnahmeprüfung kann hier einen Ausgleich schaffen, sie ist standardisiert und macht den Zulassungsentscheid vergleichbarer und damit fairer.

Wie fair ist es, wenn die einen Familien ein Heidengeld für Vorbereitungskurse ausgeben können und die anderen nicht?

Solche Unterschiede lassen sich nicht ausmerzen, das gilt für die gesamte Schulzeit. Es ist doch vielsagend, dass es in erster Linie Akademikereltern sind, die die Aufnahmeprüfungen vehement ablehnen: Sie fürchten, dass sie ihr Kind dann nicht mehr dank ihrem Einfluss ins Gymnasium hieven können. Andere Familien haben damit viel weniger ein Problem.

Die Aufnahmeprüfung trägt also dazu bei, dass die wirklich begabten Kinder ins Gymnasium kommen?

Das kann man so sagen. Zudem ist sie wichtig, damit die Bevölkerung die gymnasiale Ausbildung akzeptiert und nicht den Eindruck

hat, dass die Bessergestellten bevorteilt würden.

In der Westschweiz und im Tessin machen deutlich mehr Schüler die Matura als in der Deutschschweiz. Bewerten die Lateiner milder?

Ja. In Genf etwa werden Schüler ins Gymnasium geschickt, die es anderswo nicht schaffen würden; die Anforderungen sind teils deutlich tiefer. In den lateinischen Kantonen setzt man viel stärker auf akademische Abschlüsse als in der Ost- oder in der Zentralschweiz.

Thurgauer oder Urner wollen aus eigenen Stücken weniger ins Gymnasium?

Tatsächlich interessieren sich dort nicht sehr viele Jugendliche für die Matura. Gefragt sind dagegen gute Berufslehren. Diese sind wiederum in Genf Mangelware – gerade weil die Betriebe Mühe bekunden, qualifizierte Schulabgänger zu finden.

Interview: Katharina Fontana

Mozarts Lebensretter für 4600 Franken

Eine Winterthurer Stiftung hat in Absprache mit dem Kunstmuseum Winterthur ein weltweit einzigartiges Gemälde für einen erstaunlich tiefen Betrag veräussert. Vermutlich aus Versehen.

Von Rico Bandle

Am 20. März kamen bei Koller West in Zürich 178 alte Gemälde unter den Hammer. Das teuerste ging für 12 000 Franken weg, das billigste für wenige hundert Franken, einige fanden gar keinen Abnehmer. Alltag beim Auktionshaus an der Hardturmstrasse. Koller West ist der günstigere Ableger von Koller Auktionen, dem zweitgrössten Kunstauktionator im deutschsprachigen Raum. Hier können auch Leute ohne grosses Vermögen mitbieten. Die millionenteuren Hodler, Anker und Co., über die dann die Medien berichten, wechseln im noblen Haupthaus auf der gegenüberliegenden Seite der Strasse die Besitzer.

An dem Dienstagabend stand bei Koller West auch ein Gemälde des wenig bekannten niederländischen Malers Mattheus Verheyden (1700–1776) zum Verkauf. Darauf ist ein Mann mit blonder Lockenperücke abgebildet, sein Name: Thomas Schwencke. Der Schätzpreis für das Ölgemälde lag bei 3000 bis 5000 Franken. Schliesslich ging es für 4600 Franken weg. Auch das wäre nicht der Rede wert, handelte es sich nicht um ein Bild mit einer ganz besonderen Geschichte: Es ist das einzige gemalte Porträt des Arztes, der Wolfgang Amadeus Mozart 1766 das Leben gerettet hat. Ohne Thomas Schwencke wäre das Musikgenie mit neun Jahren in Den Haag an Typhus gestorben.

Bloss: Davon hatten weder der Verkäufer noch das Auktionshaus die geringste Ahnung.

Man könnte dazu einfach sagen: «Pech gehabt.» Doch der Eigentümer des Gemäldes war nicht etwa eine Privatperson, sondern die mittlerweile liquidierte Winterthurer Stiftung Jakob Briner. Die Stiftung hatte letztes Jahr in Absprache mit dem Kunstmuseum Winterthur einige aus ihrer Sicht unbedeutende Bilder zur Veräusserung freigegeben, bevor die Sammlung Anfang 2018 an das Museum überging. Mit anderen Worten: Die Stadt Winterthur hat das Bild verloren. Es befand sich beim Veräusserungsentscheid zwar noch nicht formell, aber quasi in öffentlichem Besitz.

Das Wunderkind lag im Koma

Wurde hier leichtfertig eine Rarität zu einem Spottpreis verkauft? Auktionator Cyril Koller sagt, dass seine Experten den Wert des Gemäldes wie immer aufgrund zahlreicher Kriterien geschätzt hätten. Wichtig seien dabei unter anderem die Preise, die vergleichbare Werke dieses Künstlers in früheren Auktionen erzielt hätten. Dass da eine wichtige Persönlichkeit abgebildet ist, war in den Verkaufsunterlagen



Jahrzehntelang unbemerkt: Porträt des Mozart-Arzt Thomas Schwencke.

nirgends erwähnt. Für Koller ist dies auch wenig relevant: Die Tatsache, dass es sich beim dargestellten Arzt um jenen von Mozart hand-

Liebhaber des Musikgenies wären wahrscheinlich bereit, viel mehr für das Werk zu bezahlen.

le, sei für die Preisfindung dieses Gemäldes, welches durch einen wenig bedeutenden Porträtisten des 18. Jahrhunderts ausgeführt wurde, von untergeordneter Bedeutung.

Was den künstlerischen Wert angeht, hat Koller zweifellos recht. Allerdings ist in diesem Fall der Liebhaberwert viel wichtiger: Das wohl grösste Musikgenie der Weltgeschichte hat Millionen von Bewunderern rund um den Globus. Das einzige Originalporträt jenes Arztes zu besitzen, der das todkranke Wunderkind kurierte, dürfte einigen von ihnen viel Geld wert sein. Zumal die Geschichte der Erkrankung Mozarts und der Behandlung durch Professor Schwencke sehr gut dokumentiert ist, unter anderem durch die Briefe von Vater Leopold Mozart.

1765 machte die Familie Mozart mit Leopold, Mutter Anna Maria, der vierzehnjährigen Schwester Nannerl und dem neunjährigen Wolfgang auf ihrer Reise durch Europa einen Abstecher nach Den Haag. Prinzessin Carolina von Nassau-Weilburg hatte das musikalische Ausnahmetalent eingeladen, von dem sie schon so viel gehört und gelesen hatte. Mozart sollte für die Einsetzung ihres Bruders Wilhelm V. als Statthalter ein Konzert geben. «Das Angebot war so verlockend», schrieb Vater Leopold. Kaum in den Niederlanden angekommen, erkrankte Nannerl. Das Mädchen litt an Schüttelfrost und Fieber, ihr wurde die Ader gelassen – ohne Erfolg. «Der Arzt hatte selbst die Hoffnung aufgegeben», heisst es in einem Brief des Vaters. «Ich bereitete sie darauf vor, sich Gottes Willen zu ergeben, und sie erhielt nicht nur die heilige Kommunion, sondern auch die letzte Ölung.»

Doch dann schickte ihm Prinzessin von Weilburg ihren pensionierten Leibarzt Thomas Schwencke vorbei. «Er zeigte sofort, dass er den Fall viel besser verstand», so der Vater. Tatsächlich erholte sich die Tochter langsam. Dafür erkrankte nun Wolfgang. Er zeigte dieselben Symptome wie seine Schwester: stark steigendes Fieber, rote Flecken, erbsenbreiartigen Durchfall und dramatischen Kraftverlust. Anfang Dezember verlor der Junge für mehrere Tage das Bewusstsein. Auch er überlebte dank der fachkundigen Behandlung durch den pensionierten Arzt. In seinen Briefen rühmt Leopold den «ehrlichen alten Professor Zwenke» – auch für dessen Lateinkenntnisse, dank denen er sich mit ihm gut unterhalten habe. Nach zwei Monaten Krankheit konnte Mozart wieder auftreten: Am 8. März 1766 führte er in Den Haag das eigens komponierte Stück «Divertimento Galimathias musicum» (KV 32) auf. Bis zur Abreise einen Monat später erschuf der kleine Meisterkomponist weitere neun Werke.

Professor Thomas Schwencke fand durch diese Behandlung Eingang in die Musik- und Medizingeschichte. Dass das einzige bekannte Ölporträt von ihm jahrzehntelang unbemerkt in der Schweizer Stadt Winterthur hing, ist auf den Kunstliebhaber Jakob Briner (1882–1967) zurückzuführen. Briner war ein passionierter Kunstsammler, allerdings ein ganz anderer als seine schwerreichen Pendanten Bührlé oder Reinhardt. Als gelernter Elektriker, der als Zollbeamter und Kontrolleur des Postamtes arbeitete, verfügte er nur über wenig Mittel. Er kaufte vorwiegend auf Flohmärkten und in Brockenhäusern ein. Bis Kriegsbeginn 1939 hatte er gegen 10 000 Objekte gesammelt. Das Porträt von Thomas Schwencke erwarb er



Grösstes Schweizer Auktionshaus: Koller in Zürich.

1953 an einer Auktion in Wien. Auch Briner dürfte kaum gewusst haben, dass auf dem Bild Mozarts Arzt abgebildet ist.

Briner hatte testamentarisch verfügt, dass die Bilder nach seinem Tod in eine nach ihm benannte Stiftung übergehen. Zudem hatte er ein gewisses Vermögen eingebracht, sodass die Sammlung weiterwachsen konnte. Nach einigen Jahrzehnten ging der Stiftung das Geld aus. Ende 2017 musste sie liquidiert werden, die Sammlung sollte in der Folge an das Kunstmuseum Winterthur übergehen. Zuvor gab man aber noch jene Werke zur Veräusserung frei, die der Direktor des Kunstmuseums, Konrad Bitterli, als «Depothüter» bezeichnet: wenig bedeutende Werke, die nicht zum Kern der Sammlung gehören und die ohnehin kaum je ausgestellt würden. Darunter befand sich auch das Porträt von Thomas Schwencke.

Hat der Käufer Insiderwissen ausgenutzt?

Brisant an der Geschichte ist nicht nur, dass hier eine Rarität irrtümlicherweise als Allerweltsporträt billig weggegeben wurde, sondern auch, wer es schliesslich erworben hat. Das Auktionshaus Koller gibt aus Diskretionsgründen nur bekannt, dass es sich um einen Käufer in der Schweiz handelt. Die *Weltwoche* weiss allerdings: Ersteigert hat das Gemälde Peter Wegmann. Der Kunsthistoriker war 29 Jahre lang Direktor des Winterthurer Museums Oskar Reinhart und sass selber im Stiftungsrat der Briner-Stiftung. Er ist der wohl beste Kenner der vielen Winterthurer Kunstsammlungen und -stiftungen – und wahrscheinlich auch die einzige Person, die sich der Tatsache bewusst war, was für ein



Peter Wegmann.

Was mit dem Bild passiert, weiss Käufer Wegmann noch nicht.

kostbares Bild hier zur Versteigerung kommt. Wegmann selbst hat durch seine Forschungsarbeit in den letzten Jahren die abgebildete Person als Mozarts Arzt identifiziert. Das weltweit renommierte niederländische Institut für Kunstgeschichte RKD hat seine Erkenntnisse

nachgeprüft und offiziell bestätigt.

Möchte sich Wegmann mit seinem Insiderwissen bereichern? Das Gegenteil sei der Fall, sagt er. «Ich habe das Bild gekauft, um dem Willen des Stifters Nachhaltigkeit zu verschaffen, der in seinem Testament deutlich schrieb: «Die Heimat der Stiftung soll meine Vaterstadt Winterthur sein [...]» Und etwas pathetisch: «Ich kann dem Vaterland leider keine Söhne und Töchter schenken, wohl aber etwas in der Form der Stiftung.»

Weshalb hat er die Briner-Stiftung und das Kunstmuseum nicht frühzeitig über den Hintergrund des Bilds informiert? «Niemand hat mich gefragt», antwortet Wegmann, der an Multipler Sklerose erkrankt ist und seit vier Jahren im Rollstuhl sitzt. Was mit dem Bild nun passiert, ob er es vielleicht der Stadt sogar zurückgibt, wisse er noch nicht. Wo sich das Werk momentan befindet, möchte er nicht sagen. Nur so viel: Nicht bei ihm zu Hause.

Sicher ist zurzeit nur: Thomas Schwencke, der Mann, der Mozart das Leben gerettet hat, wird Winterthur noch einige Zeit länger beschäftigen. ○

Jetzt bestellen:
«Checkliste
Pensionierung planen»
vzch.com/merkblatt

Pensionierung

- **AHV**
Wie hoch ist mein Anspruch?
- **Pensionskasse**
Rente, Kapital, Kombination?
- **Hypothek**
Soll ich amortisieren?

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ zahlt sich aus. Überzeugen Sie sich selbst.

VZ VermögensZentrum

Aarau | Basel | Bern | Chur | Fribourg | Genève | Lausanne | Luzern
Neuchâtel | Schaffhausen | Solothurn | St. Gallen | Zug | Zürich

www.vermoegenszentrum.ch



Wirtschaft

Für die Zukunft

Pensionskassen investieren ängstlich und behäbig. Sie sollten verpflichtet werden, 1 Prozent ihres Anlagekapitals in Start-ups zu investieren. Ein einziger Grosserfolg – und das Experiment hat sich gelohnt.

Von Oliver Herren

Pensionskassen sind verpflichtet, konservativ zu investieren. Fast ein Fünftel unserer Einlagen stecken sie daher in Schweizer Immobilien. Das führt dazu, dass unsere Pensionskassen ihre eigenen Investitionskosten in die Höhe treiben: Die gleichen Immobilien werden ohne jeglichen Mehrwert immer teurer – und das, ohne Mehrwert zu schaffen. Einzig die Immobilienbesitzer profitieren. Insbesondere für junge Familien wird es dagegen immer schwieriger, sich überhaupt ein Eigenheim leisten zu können.

Gemäss den aktuellsten Zahlen des Bundesamtes für Statistik (BFS) verwalteten die Schweizer Pensionskassen im Jahr 2016 insgesamt 823 Milliarden Franken an Vermögen. Pro Schweizer macht das fast 100 000 Franken aus. Statt in Immobilien sollten die Vorsorgeinstitute künftig in die Stärken der Schweiz investieren. Unsere Wirtschaft ist weltweit wettbewerbsfähig, wegen der hohen Qualität der angebotenen Dienstleistungen und aufgrund der exzellenten Forschung und Entwicklung in unserem Land. Unsere Stärke liegt in der Bildung und im daraus entstehenden Können. Zum Ausdruck kommt dies durch die vielen klugen Köpfe, die mit ihren Fähigkeiten Mehrwert generieren.

Im internationalen Vergleich zeigt sich, dass Investitionen in Bildung und in die eigene Wirtschaft sinnvoll sind. Und wenn man als Schweizer auf amerikanische Erfolgsgeschichten schaut, egal ob neidisch, verächtlich oder erfreut, so ist da der Erfolg oft eng verbunden mit der Risikobereitschaft der Kapitalgeber. Ähnliche Ideen entstehen oft vielerorts zeitgleich aufgrund der technischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten. Technisches Wissen verbreitet sich rasend schnell. Zum Erfolg bringen es diejenigen, die nicht nur Ideen haben, sondern diese auch in die Tat umsetzen.

Dafür braucht es Geld. Und dabei sollten meiner Meinung nach die Pensionskassen mithelfen und ihre Investitionen in Schweizer Start-ups in den nächsten zehn Jahren auf ein Prozent der gesamten Einlagen hochfahren. Auf diese Weise würden den Schweizer Jungunternehmern übers Ganze gesehen acht Milliarden Franken zugeführt. Der jährliche Zufluss von rund 800 Millionen Franken in die Start-up-Branche würde zusätzlich Investoren aus aller Welt anziehen und damit in unserem

Land einen Multiplikatoreffekt auslösen, weil diese ja auch eigene Mittel mitbrächten.

Natürlich kommt es in einem solchen Szenario sicher auch zu Fehlinvestitionen und Missbrauch von investierten Geldern. Aber nur mit einer solchen Vorschrift werden die hiesigen Pensionskassen lernen, mit ihrem Kapital sinnvoll umzugehen und einen echten, langfristigen Mehrwert und wertvolle Schweizer Arbeitsplätze zu schaffen. Die Wirkung ist im Grunde gewaltig. Die Schweiz muss nur ein



Echter Mehrwert.

Prozent des Kapitals der zweiten Säule dem Risiko der Start-up-Finanzierung aussetzen, um die Zukunft des Landes massgeblich zu prägen und zum Besseren zu gestalten.

Der Erfolg ist oft eng verbunden mit der Risikobereitschaft der Kapitalgeber.

Mit acht Milliarden Franken könnten wir in der Schweiz Hunderte vielversprechende Start-ups anschieben. Und es brauchte nur einen Erfolg wie Facebook, damit sich das Risiko schon fast ausbezahlt hätte: Facebook

hat heute einen Marktwert von rund 520 Milliarden Dollar. Damit will ich freilich nicht sagen, dass ich Facebook für eine besonders nützliche Innovation halte. Dasselbe sagen aber andere bestimmt auch über die von mir mitgegründeten Firmen Digitec, Galaxus oder True Wealth. Aber die Marktwerte sind da.

Ich bin überzeugt, dass mit so einem System nicht nur die Wirtschaft gefördert würde, sondern die Pensionskassen selber auch höhere Renditen erwirtschafteten und dass damit jeder einzelne Arbeitnehmer doppelt profitieren würde: einerseits von einem dynamischeren Arbeits- und Anlagemarkt, andererseits von einer höheren Rente aus dem Pensionskassenguthaben. Damit wird echter Mehrwert generiert, anstatt bestehende Immobilien und etablierte Firmen zu verteuern. Letztere erhalten so oder so schon genug Kapital.

Wer noch?

Wer aber soll entscheiden, in welche Start-ups die Investitionen fliessen sollen? Wichtig dabei ist, dass es nicht einen Fonds oder eine zentrale Stelle dafür gibt, sondern dass jede Pensionskasse selbst herausfinden und entscheiden muss, wie sie die Ein-Prozent-Regel am besten umsetzt. Damit entstünde eine grosse Diversität der geförderten Start-ups, so dass sich ein blühendes und stabiles Ökosystem von Firmen herausbilden sollte.

Eine andere, liberalere Lösung wäre es, die Investition für jeden Arbeitnehmer optional anzubieten. So könnte jeder selbst entscheiden, ob er ein Prozent in Schweizer Start-ups investieren möchte oder nicht. Ich würde auf jeden Fall ein Prozent meiner Altersvorsorge in die hungrige Schweizer Wirtschaftsjugend investieren. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich jahrzehntelange, stetige Investitionen in Innovation lohnen werden, erscheint mir hoch. Falls ich nicht der Einzige bin, der dies sinnvoll findet, so können sich Personen, die dieses Vorhaben unterstützen, gerne bei mir melden: oliver.herren@gmail.com

Oliver Herren ist Mitgründer der Firmen Digitec, Galaxus und True Wealth.

Milliardensegen für Pöstler

Die Führungsstruktur des Post-Konzerns begünstigt Mauscheleien. Im Fokus steht die Buchungspraxis bei der Postauto Schweiz AG. Viel teurer kommt ein anderer Missstand zu stehen: Die Post leitete gegen vier Milliarden Franken aus dem Konzerngewinn in ihre marode Pensionskasse. Von Florian Schwab

Vor zwei Wochen recherchierte die *Weltwoche* über mögliche Interessenkonflikte bei der firmeninternen Untersuchung zum Postauto-Skandal. Dabei stiess sie auf alte Verbindungen zwischen Post-Verwaltungsratspräsident Urs Schwaller (CVP) und dem von ihm eingesetzten Chefexperten zur internen Aufarbeitung des Postauto-Skandals, Kurt Grüter (Grüne). Grüter trat daraufhin von seinem Amt zurück.

Der Rücktritt wirft einen dunklen Schatten auf Schwallers Beteuerung, mit der Berufung Grüters die «Unabhängigkeit der Untersuchungen sicherzustellen». Immerhin arbeiteten die beiden ein Jahrzehnt lang Hand in Hand. Schwaller war von 2003 bis 2015 Mitglied der ständerätlichen Finanzdelegation. Und Grüter war als Chef der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK) ein wichtiger Gewährsmann des Gremiums: Die EFK unterstützt das Parlament in der Oberaufsicht über die Verwaltung und über die bundesnahen Betriebe wie die Post.

Symptom für den Filz

Selbst Grüters ehemaligem Arbeitgeber, der EFK, war seine Rolle als Aufklärer in Sachen Postauto-Skandal nicht geheuer. Unter Grüter hatte die EFK nämlich im Jahr 2009 die Subventionen für den regionalen Personenverkehr unter die Lupe genommen. Also genau jenen Bereich, wo jetzt die Beule der zu Unrecht erlangten Subventionen aufbrach. In der Zwischenzeit hat die EFK auf Anfrage der *Weltwoche* ihren damaligen Schlussbericht publik gemacht. Darin steht, das Bundesamt für Verkehr sei für die Prüfung der Subventionen «gut aufgestellt». Lediglich die zur Verfügung stehenden «Basisdaten» seien «insbesondere auch bei den grössten Abgeltungsempfängern noch ungenügend». Mit anderen Worten: Die EFK hatte ein ungutes Gefühl, was die Datengrundlage für die Subventionen an die Transportunternehmen betrifft. Aber auf die problematischen Aspekte bei Postauto stiess sie trotz Stichproben bei mehreren Postauto-Buslinien nicht.

Die Affäre Schwaller-Grüter ist ein Symptom für den politisch verfilzten Aufbau des Post-Konzerns. Dessen DNS ist untrennbar mit dem Namen Ulrich Gygi (SP) verbunden. Als Chef der Eidgenössischen Finanzverwaltung in den 1990er Jahren prägte er massgeblich die Teilprivatisierung der früheren PTT. Daraus ging neben der halbstaatlichen Swisscom auch die vollstaatliche Post hervor.

Später amtierte Gygi von 2000 bis 2009 als operativer Post-Chef. Unter seiner Leitung fing Postauto 2007 an, Gewinne zu verstecken und dadurch Bundessubventionen zu erschleichen. Oberster politischer Verantwortlicher war damals Bundesrat Moritz Leuenberger (SP) als Vorsteher des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation. Und in der Finanzdelegation des Ständerats war Urs Schwaller (CVP) eine starke Figur.

Abgerundet wird das Bild eines politisch verfilzten Konzerns durch Schwallers Parteifreund Claude Béglé (CVP), der von 2009 bis 2010 den Verwaltungsrat der Post präsidierte. Er trat zurück, nachdem bekannt geworden war, dass er sich nebenbei ein lukratives Mandat bei einem indischen Konzern geangelt hatte. In Erinnerung bleibt Béglés (nicht realisierte) Auslandstrategie: «Die Post muss werden wie Nestlé!» Seine Nachfolge als Post-Präsident trat der frühere Direktor des Arbeitgeberverbands, Peter Hasler, an, ein staatsnaher Freisinniger. 2016 folgte Schwaller.

Beim Postauto-Skandal geht es um mutmasslichen Subventionsbetrug, mitunter um Straftaten. Der Schaden – man spricht von knapp 75 Millionen Franken über zehn Jahre – wird eher mild beurteilt.

Finanziell deutlich schwerer wiegt etwas anderes: Im Verwaltungsrat der Post reden neben

Ex-Politikern und hohen (Ex-)Beamten auch die Gewerkschaften Syndicom und Transfair ein gewichtiges Wort mit. Gygi hat seine Post in dieser Hinsicht nach dem Ebenbild deutscher Konzerne geformt, wo Arbeitnehmer im obersten Gremium zwingend vertreten sein müssen. Im Postorganisationsgesetz hiess es von Anfang an, dem «Personal der Post» sei im Verwaltungsrat «eine angemessene Vertretung» zu gewähren.

Was sagt die Post?

Die Folge daraus lässt sich an den Erfolgsrechnungen ablesen: Zwischen 2004 und 2017 hat die Post zusätzlich zu den regulären Arbeitgeberbeiträgen 3,749 Milliarden Franken in ihre Pensionskasse eingeschossen, um das marode Vorsorgewerk zu finanzieren. Damit hat die Post jedem ihrer Mitarbeiter ein Geschenk von über 90 000 Franken gemacht. Die von den Arbeitnehmern verlangten Sanierungsbeiträge beliefen sich in diesem Zeitraum lediglich auf 30 Millionen Franken, pro Kopf auf gerade einmal 750 Franken.

Der Löwenanteil dieser Zuwendungen an die Post-Pensionskasse (2,929 Milliarden Franken) wurde als sogenannte Arbeitgeberbeitragsreserven dem Gewinn der Post entnommen. Das ist etwa doppelt so viel, wie in der gleichen Zeitspanne an den Bund als Eigentümer ausgeschüttet wurde. Arbeitgeberbeitragsreserven sind eigentlich dafür gedacht, dass ein Unternehmen in guten Jahren die Arbeitgeberbeiträge für schlechte Jahre vorfinanzieren kann. Sie sind daher steuerbefreit. Im Falle der Post wurden sie aber dazu verwendet, andernfalls notwendige Sanierungsmassnahmen zu umgehen. Mit anderen Worten: Die Post hat fast drei Milliarden Franken Gewinn un versteuert an ihre Angestellten verteilt. Diese Zahlungen hat der Bundesrat im Rahmen der jährlichen Gewinnverwendung genehmigt – willkürlich und ohne Mitsprache des Parlaments.

Die Post begründet die Aufwendungen mit einem «längerfristigen Sanierungskonzept», bei dem ein «ausgewogenes Finanzierungsverhältnis» zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern beachtet worden sei. Die Post habe die «jährlichen Einzahlungen in die Arbeitgeberbeitragsreserve» für die «nachhaltige Anpassung der versicherungstechnischen Parameter verwendet». Einwände dagegen habe es «weder aus juristischer oder finanzbuchhalterischer, noch aus steuerlicher Sicht» gegeben. ○



Versteckte Gewinne.



Zunehmende Entfremdung: Céline Amaudruz.



Seine Selfies sind Kult: Luc Barthassat.



Freigestellte Spitzenbeamtin: Emery-Torracinta.

Genfer Sehnsüchte

Genf wählt und hat Heimweh. Strauchelt die einzige Regierungsrätin im Duell mit einer Genossin über Tariq Ramadan? Bei den Populisten findet ein Dreikampf mit Millionären, Männerfreundschaften und Hunden statt. Céline Amaudruz will nicht mehr. *Von Jürg Altwegg*

Der Röstigraben beginnt im Nadelöhr zwischen Frankreich und dem Genfersee, ein Kilometer Land verbindet Genf mit der Schweiz. «Ein Name in planetarischen Dimensionen», schwärmt François Longchamps zum Abschied von seiner Stadt. Der Regierungsrat tritt zurück. In den Ständerat will er nicht einmal im Ruhestand: «Am Sonntag haben wir fünf Staatsschefs empfangen, mehr als Bern in einem Jahr. Spätestens in Nyon bekomme ich Heimweh.»

Vom Volk erhört

Das haben alle. Die letzten kantonalen Wahlen waren ein verzweifelter Versuch der Genfer Nationalräte, sich nach Hause abzusetzen. Céline Amaudruz verpasste den Sprung; die Wähler müssen ihre zunehmende Entfremdung von Genf bereits gespürt haben. Nicht mehr zu kaschieren war der Bruch nach ihrer nächtlichen Blaufahrt mit anschliessendem Amoklauf, als die von der einheimischen Polizei verfolgte Politikerin in ihrer verständlichen Panik den Minister aus dem grossen Nachbarkanton um Hilfe bitten musste. Immerhin hat man ihr den Sexismus-Vorwurf zu Hause weniger übel genommen als in der Partei, und so darf man hoffen, dass Céline Amaudruz für Genf doch nicht ganz verloren ist.

Aber natürlich wurde den Männern mit Heimweh die Rückkehr sehr viel einfacher gemacht. Vom Volk erhört, von Bern erlöst wurden Antonio Hodgers (Grüne), Mauro Poggia (Mouvement citoyens genevois – MCG) und Luc Barthassat (CVP). Mit dem als bauernschlau bis halbstark wahrgenommenen Winzer und Landschaftsgärtner hatten die Wähler am meisten Mitleid. Inzwischen sind seine schwarze Lebenspartnerin, sein Liebling Facebook – «mein Tagebuch» –, seine Töff-Selfies Kult. *Le Temps* befand: «Le Conseiller d’Etat dysfonctionne» – der Regierungsrat tickt nicht richtig. Genfer Uhren gehen anders.

Schweizer Schüler aus Frankreich

Luc Barthassat, Mauro Poggia – der sich in der Regierung vom Populisten zu einem ihrer staatsmännischeren Vertreter mauserte – und Antonio Hodgers sind zu Hause so heimisch geworden, dass sie bleiben wollen. Ihre Zuständigkeitsbereiche – Verkehr, Wohnen, Gesundheit – sind die absoluten Prioritäten der Genfer Bevölkerung dies- und jenseits der 110 Kilometer langen Grenze zu Frankreich, wo 15 Prozent der Wähler leben, mit offiziellem Wohnsitz oder als illegale Aufenthalter. Ohne die weit über 100 000 *Frontaliers* – beider

Staatsbürgerschaften – steht in Genf nicht nur der ÖV still. CVP-Mitglieder haben eine Partei «Genfer ohne Grenzen» gegründet und kämpfen gegen ihre Diskriminierung. Seit auch Schweizer mit französischen Nummernschildern täglich pendeln, noch höhere Krankenkassenprämien zahlen und gelegentlich in der eigenen Stadt als Ausländer bespuckt werden, ist das Thema Grenzgänger etwas diffizil geworden.

Weil viele Gemeinden keine Schweizer Schüler aus Frankreich mehr aufnehmen wollen, muss sich sogar die Erziehungsdirektorin damit befassen. Gefährdet ist die Wiederwahl von Anne Emery-Torracinta aber nur wegen Tariq Ramadan, der in Frankreich im Gefängnis sitzt. Die Nummer zwei im Departement der einzigen Frau und Sozialistin des Conseil d’Etat war Rektorin, als Ramadan Schülerinnen verführte. Der Lebenspartner der inzwischen freigestellten Spitzenbeamtin wurde gerade mit einem Vertrag ausgestattet, den Emery-Torracinta unterschrieben hat. Die Attacken kommen nicht von den Gegnern, die sie verteidigen, sondern aus der eigenen Partei. Den Sozialisten wurden schon in den Vorwahlen Mitgliederschummeleien unterstellt. Insider schreiben die Tiefschläge der Genossin



«Wütender Stier»: Eric Stauffer.

Sandrine Salerno zu, die bereits 2013 der Rivalin unterlegen gewesen war und aus der Stadt in die Kantonsregierung wechseln will.

Links und rechts überholen

Auch Mauro Poggia muss zittern. Mit der Regierungsbeteiligung geriet sein MCG in Turbulenzen. Sein Mitkämpfer und Mitbegründer der Bewegung, Eric Stauffer, ging in aller Männerfreundschaft. Doch jetzt ist Stauffer zurück: Er hat nach dem Vorbild Macrons eine neue Partei gegründet: Genève en Marche (GeM). Anfang Jahr ist ihm der Immobilienunternehmer Ronald Zacharias gefolgt. «Der MCG war weder links noch rechts, jetzt ist er weder rechts noch rechts», begründet Zacharias seinen Schritt. Auslöser war die Unterstützung einer Initiative zur «Verstaatlichung von Grundeigentum für den Bau von Sozialwohnungen». Er bezahlt offensichtlich die Inseratekampagne, die zum herausragenden Merkmal des Wahlkampfes geworden ist. Auf den Anzeigen erscheint Stauffer – ohne Bild – fast schon als Trittbrettfahrer des Millionärs. Aber auch sein Wahlkampf hat es in sich. Der «wütende Stier», so sein Kosenamen, fährt samstags gerne auf dem hohen Traktor in die Innenstadt. Der MCG, der mit Fotos von seiner Demo gegen die Invasion der Grenzgänger um sechs Uhr morgens wirbt, will er im ersten Gang – am 15. April – überfahren. Er überholt ihn links und rechts. Bei Stauffer und Zacharias muss der Staat die Krankenkassenprämien zahlen, die Unterschriftensammlung hat begonnen. In ihrem GeM ist man kommunistisch und kapitalistisch – Macron verlangt, dass die neue Partei ihren Namen ändert.

Zwischen den beiden lauten Parteien wirkt die SVP wohlthuend bieder. Noch vor dem rasanten Aufstieg von Genève en Marche hat sich die Leitung für ein Zusammengehen mit dem Erzfeind MCG entschieden und grossen Ärger provoziert: Es sei vor allem darum gegangen, die Wiederwahl von Céline Amaudruz und Yves Nidegger in den Nationalrat zu begünstigen. In den Regierungsrat will Amaudruz nicht mehr beziehungsweise noch nicht, sie arbeitet inzwischen in Zürich. Die SVP schickt Nidegger als Lokomotive ins Rennen. Der Jurist hat sich in der Weltstadt als eidgenössische Klammer profiliert. Die SVP, die erst mit Blocher in die Westschweiz vorsties, assimiliert ihre Genfer Politiker eindeutig besser als jede andere Partei. Nidegger jedenfalls leidet keineswegs am Genfer Heimweh in Bern, in seiner Kandidatur steckt die reine Nostalgie

Yves Nidegger grösstes Handicap: Er hat keinen Hund.

nach einer verlorenen Stadt. «Das einzige Projekt der vergangenen Legislaturperiode war eine Flucht nach vorn mit dem Namen Grand Genève», es beruhe auf der irrigen «Vorstellung einer Metropole mit einer Million Einwohnern, eingezwängt in eine viel zu enge Schüssel, eingeklemmt zwischen zwei ausländischen Bergketten». Die Schüssel wurde zum «Saustall», und Nidegger sehnt sich zurück nach der «kleinen Stadt, die wie eine grosse war». Auf seinen Plakaten ist das «Grand» vor Genève durchgestrichen und in «Gutes Genf» korrigiert worden.

Sein grösstes Handicap: Yves Nidegger hat keinen Hund. Und eine Liga der Hundehalter will nur Kandidaten mit Haustieren unterstützen. Sie sind das Korrektiv zum Feindbild *frontaliers*. Angesichts der sich auflösenden geografischen, ideologischen, nationalen Grenzen wird der Hund zum Kriterium der politischen Einordnung. Zacharias hält eine Bulldogge an der Leine, Barthassat posiert mit seinem Schosshündchen, Pierre Maudet mit einem Welpen seiner Polizeihunde. Erste Einsicht: Katzen miauen, Hunde bellen rechts. Zur Verfeinerung der Analyse bemühte die *Tribune de Genève* einen Verhaltensforscher, der einzelnen Rassen mit gebotener Vorsicht ihre Eigenschaften zuordnete. Der aber mit Bestimmtheit weiss, dass sich multikulturelle Politiker für Mischlinge entscheiden. Mit Abstand am meisten Bastarde zählte das Lokalblatt bei der SVP. Weitergehende Recherchen relativierten indes den überraschenden Befund: Gleich vier der sechs SVP-Köter leben im Haushalt von Gilbert Catelain. Etwas verlegen erklärte der Grossrat, der gerne wiedergewählt werden würde, dass er tatsächlich eine Spanierin zur Frau habe, die Hunde aber von den

Töchtern adoptiert worden seien: «Wenn es nur nach mir ginge, hätte ich keine.»

Catelain werde ich aus Protest gegen die Verletzung seiner Privatsphäre meine Stimme geben. Und Anne Emery-Torracinta, Mauro Poggia sowie den jungen Parteifreund von François Longchamps, Pierre Maudet, wählen. Nicht wegen seiner Tierliebe, sondern weil er das Heimweh trotzig herausgefordert hat. Nach seiner Niederlage in Bern ist er zu Hause populärer denn je. Vielleicht auch Yves Nidegger, der die Zeit anhalten will. Seine Sehnsucht nach dem heilen Genf ergreift mich täglich.

«Une Genferei»

Aber möglicherweise ist eh der ganze Zirkus für die Katz. In der Wahlfiel werden auch noch die Grenzen zwischen Fiktion und Wirklichkeit ausgehebelt. Neben beliebigen Namen von Nichtkandidaten stehen auf einem Musterbulletin jene illustrier Freisinniger und Sozialisten. Man kann das durchaus als Wahlempfehlung deuten. Im Internet wurde die Anleitung verschämt gelöscht. Yves Nidegger sieht die «freie Wahl gestört». Genève en Marche verlangt die umgehende Absage des Urnengangs.

Präzedenzfälle gibt es zur Genüge. Im vergangenen Herbst über Budgetkürzungen wie schon 2013 wurde eine Abstimmung, damals über Barthassats Verkehrsbetriebe, annulliert: Die Präsentation war parteiisch. Nach der Wiederholung musste die ÖV-Initiative auch noch rückwirkend umgeschrieben werden: Man hatte die Bevölkerung über Tageskarten mit sechzig Minuten Gültigkeit abstimmen lassen.

Wenn ihre Schüssel zu Seldwyla wird, nennen sie es in ihrem planetarischen Réduit hinter dem eidgenössischen Vorhang «une Genferei». ○

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

Orbán's Blick in die Zukunft

Nach zwölf Amtsjahren lässt sich der Leistungsausweis des ungarischen Regierungschefs Viktor Orbán sehen. Die Wirtschaft brummt, den Zentraleuropäern hat er eine einflussreiche Stimme verliehen. Falls er am Sonntag wiedergewählt wird, hat er ebenso klare wie überraschende Pläne. *Von Boris Kálnoky*

Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán ist der umstrittenste Politiker Europas – und neben Bundeskanzlerin Angela Merkel der erfahrenste Regierungschef in der EU. Zwölf Jahre – drei Amtszeiten – hat er hinter sich: 1998 bis 2002 und von 2010 bis heute. Am 8. April bewirbt er sich bei den Wählern um ein weiteres Mandat. Die Umfragen weisen ihm und seiner Partei, dem Bund Junger Demokraten (Fidesz), einen grossen Vorsprung auf die Konkurrenz aus. Selbstbewusst verkündete Orbán in seiner Rede zur Lage der Nation Anfang Jahr, Fidesz werde wahrscheinlich die absolute Mehrheit erringen. Manche Experten hielten sogar eine Zweidrittelmehrheit für möglich.

Im Endspurt war allerdings ein erstaunlich bewegter Wahlkampf zu beobachten. «Alles andere als ein Sieg mit absoluter Mehrheit wäre zwar eine Überraschung», sagt einer von Orbán's wichtigsten Beratern. «Aber wir können verlieren. Es ist möglich.»

Im Wahlkampf dominierten zwei Themen: zum einen die Flüchtlingspolitik – Orbán will Ungarn davor bewahren, ein Einwanderungsland für muslimische Migranten zu werden. Zum anderen die Korruption – dies ist das Thema der Opposition, die den Regierungschef beschuldigt, bei Staatsaufträgen einen engen Kreis von Freunden, Verbündeten und Verwandten zu bevorzugen.

Medien als Propaganda-Instrumente

Der Urnengang wird ein Plebiszit über Orbán's Leistungsausweis werden. 2010 erbte er von der sozialliberalen Vorgängerregierung ein zerrüttetes Land. Ungarn war der einzige EU-Staat mit einem IMF-Notkredit, das Land bekam kein Geld mehr auf dem Kapitalmarkt. Orbán hat seither die Staatsschulden gesenkt (von damals 82 auf etwa 72 Prozent des BIP) und liess noch vor Deutschland eine Schuldenbremse in die Verfassung schreiben. Er senkte die Einkommenssteuern radikal auf eine Flat Rate von 16 Prozent, verbesserte aber ebenso gründlich die Steuereintreibung. Er erfand kontroverse Sondersteuern für multinationale Dienstleistungskonzerne und entlastete gleichzeitig den einheimischen Mittelstand. Zu seiner «unorthodoxen» Wirtschaftspolitik gehörte auch die Anordnung eines Zwangsumtauschkurses für Devisenkredite in Schweizer Franken, nur Tage bevor die Schweiz den Franken kursmässig vom Euro entkoppelte und der Wert des Frankens dadurch in die

Höhe schoss. Orbán's Massnahme bewahrte mehr als eine halbe Million Haushalte in Ungarn und viele Unternehmen davor, in untragbaren Schulden zu versinken.

Es ist keine schlechte Bilanz. Auf dem Arbeitsmarkt herrscht Vollbeschäftigung, die Wirtschaft wächst Jahr für Jahr. In der Flüchtlingskrise handelte Orbán rasch und entschlossen. Was immer man ihm auf europäischer Ebene vorwerfen mag, sein Grenzzaun hält Ungarn aus der Flüchtlingskrise heraus. Aussenpolitisch trug er massgeblich dazu bei, die Visegrád-Gruppe der ostmitteleuropäischen Länder (Polen, Tschechien, Slowakei, Ungarn) zu einem prägenden, neuen Einfluss-

Was immer man ihm vorwerfen mag, sein Grenzzaun hält Ungarn aus der Flüchtlingskrise heraus.

faktor in der EU zu machen. In der EU selbst gelang es ihm, Ungarns politischen Spielraum auszuweiten, was ihm heftige Kritik aus Brüssel und Berlin einbrachte. Die Beziehungen zu Ländern wie Russland, China oder der Türkei stellte er unter den Primat des wirtschaftlichen Nutzens.

Es gibt Schattenseiten. Die öffentlich-rechtlichen Medien wurden zu Propaganda-Instrumenten. Private Medien wurden von Orbán-Verbündeten aufgekauft. Staatsaufträge gingen an loyale Verbündete.

Das sind Dinge, die in den letzten Wochen des Wahlkampfes doch dazu beigetragen haben, der Opposition Themen in die Hand zu geben und das Regierungslager etwas nervös zu machen.

Vielleicht ist das ein Grund, warum man eigenartig nachdenkliche Antworten bekommt, wenn man in Orbán's Umfeld fragt, wie die Pläne für die nächsten vier Jahre – im Falle eines Wahlsieges – aussehen werden. «Er hat ein klares Gespür dafür, wann seine Zeit gekommen ist», sagt einer seiner engsten Berater. «Wir wünschen natürlich – und gehen davon aus –, dass er noch zehnmal wiedergewählt wird», beeilt er sich hinzuzufügen.

Würde eine neue Regierung Orbán anders aussehen als die bisherige? Die Frage drängt sich auf. Justizminister László Trócsányi beispielsweise hat diesem Reporter gesagt, er wisse noch nicht, ob er bleiben wolle. Kanzleramtsminister János Lázár hat öffentlich bekundet, er wolle nicht mehr amtieren. In

seiner Antwort geht der Berater nicht auf Personalien ein. Es gehe um langfristige Ziele. Niemand regiere ewig in einer Demokratie. Orbán, dem seine Gegner vorwerfen, er sei ein Autokrat und werde die Macht nie freiwillig abgeben, wolle die Zukunft vorbereiten für die Zeit, die nach ihm kommt. Fidesz ist in die Jahre gekommen. Obwohl Orbán erst 54 Jahre alt ist, sind alle seine Herausforderer bei den Wahlen jünger als er.

Starke Stimme der Mitteleuropäer

«Wir werden jüngere Gesichter in der Regierung sehen», sagt der Orbán-Vertraute. Es gehe einerseits darum, bei stabilem Kurs in der Partei behutsam einen Generationenwechsel einzuleiten, andererseits aber auch darum, Orbán's persönliche Nachfolge vorzubereiten. Es gebe derzeit niemanden in der Regierung, der in dessen Fussstapfen treten könne, meint der Berater. Da gelte es, beizeiten geeignete Leute aufzubauen.

Namen allfälliger «Kronprinzen» nennt er keine, dafür gibt er einen Hinweis auf Politiker, die in einer weiteren Orbán-Regierung als Vertreter einer neuen Generation sitzen könnten: «Ich war sehr stolz auf Gergely Gulyás und Katalin Novák, als sie neulich vor deutschen CDU-Vertretern sprachen. Ich fand sie sehr überzeugend.» Das ist seine Antwort auf die Frage, ob es neue Minister geben werde, die zumindest vom Ton her einen freundlicheren Kurs gegenüber Bundeskanzlerin Angela Merkel und letztlich gegenüber Europa einläuten könnten.

Gulyás ist Fraktionschef der Regierungspartei im Parlament und immer der erste Ansprechpartner für Berliner Politiker, wenn es in Hintergrundtreffen über die deutsch-ungarischen Beziehungen geht. Er gilt bei Fidesz als Vertreter des gemässigten, atlantischen, proeuropäischen Flügels. Katalin Novák ist Fidesz-Vizevorsitzende und Staatssekretärin für Familienpolitik im Superministerium für Personalfragen. De facto betreut sie ein Aufgabengebiet, für das es in vielen anderen Ländern einen eigenen Minister gibt.

In der gegenwärtigen Orbán-Regierung ist keine Frau vertreten. Sollte Novák Ministerin werden, wäre das bereits ein positives Signal an Berlin und Brüssel, wo Frauen in der Politik zum politischen Imperativ gehören – ein Signal auch, dass Orbán in den nächsten vier Jahren eine Verbesserung der Beziehungen zu Berlin und Brüssel anstreben könnte.



Knallhart, aber rational: ungarischer Regierungschef Orbán.

Nach Jahren scharfer Worte Orbáns an die Adresse Deutschlands und Europas könnte es, sollte er am Sonntag tatsächlich gewinnen, in den nächsten Jahren eine gewisse Rückkehr zur politischen Ausrichtung seiner ersten Regierungszeit 1998–2002 kommen. Damals wollte er aus Ungarn ein kleines Deutschland machen. Er übernahm deutsche Gesetze. Er baute das Ministerpräsidentenamt nach dem Vorbild des deutschen Kanzleramtes um. Er sah die EU als den Ort, wo Ungarn verankert sei, und Deutschland als das Land, an dem sich Ungarn orientieren müsse. Freilich war sein Vorbild damals das Deutschland von Helmut Kohl – und die EU ein Europa souveräner Nationalstaaten. Auch die Flüchtlingskrise gab es noch nicht.

Orbáns scharfer Ton seit 2015 war eine entschlossene Reaktion auf Entwicklungen in der europäischen Politik, die er als falsch und gefährlich betrachtete – und auch weiterhin als solche betrachtet. Es gehört zu seinen historischen Leistungen, dass er vor allem in der Flüchtlingspolitik einen knallharten, aber rationalen Ton einschlug, Koalitionen schuf – die Visegrád-Gruppe und teilweise auch den Westbalkan und das Baltikum – und so die Debatte entscheidend prägte: gegen die deutsche Politik, die die meisten Experten heute rückblickend als schwach und naiv bewerten.

Eine vielleicht noch grössere Leistung Orbáns war, dass er den Mitteleuropäern zum ersten Mal in der Geschichte der EU eine gestaltende Stimme verlieh. Die Zukunft der EU kann heute nicht mehr diskutiert werden, ohne die Meinungen der Mitteleuropäer respektvoll zu berücksichtigen. Vor wenigen Jahren wäre das so noch nicht denkbar gewesen. Eine inhaltliche Wende in diesen Fragen – Einwanderung und nationalstaatliche Souveränität – wird es unter Orbán in den nächsten Jahren wohl nicht geben. Aber der Ton könnte freundlicher werden, und Orbán scheint andere Akzente setzen zu wollen.

Einlenken mit Deutschland

Dies war teilweise bereits zu spüren auf dem EU-Gipfel Ende März. Da wurde lange um die Haltung der EU gegenüber Russland nach dem Nervengift-Anschlag auf den russischen Überläufer Sergei Skripal in London gerungen. Schliesslich meldete sich Orbán zu Wort: Für Ungarn zähle das, was Deutschland sage. Bundeskanzlerin Angela Merkel möge so gut sein, eine klare Richtung vorzugeben. «Merkel musste ein wenig dazu ermutigt werden», schmunzelt der Orbán-Berater. Am Ende wiesen die meisten EU-Länder Dutzende russische Diplomaten aus. Und auch Orbán, dem immer vorgeworfen wird, ein «Freund

Putins» zu sein, hielt sich daran und verwies einen russischen Diplomaten des Landes.

Auch gegenüber den USA scheint Orbán gewillt zu sein, in einer etwaigen neuen Amtszeit der europäischen und insbesondere der deutschen Linie zu folgen. «Die EU muss gegen Trumps Handelspolitik eine klare Position beziehen», sagt der Berater. Dabei hatte Orbán vor den US-Wahlen als einziger europäischer Regierungschef Trump offen unterstützt, und er betreibt selbst – wie Trump – eine begrenzt protektionistische Wirtschaftspolitik. Aber wenn amerikanische Handelshindernisse den deutschen Autobauern schaden, die in Ungarn grosse Fabriken haben, werden auch ungarischen Interessen beeinträchtigt.

Abgesehen von der Flüchtlingspolitik stehen die Zeichen für die nächsten Jahre also auf weniger Konfrontation gegenüber Deutschland. Die kooperativen Worte aus Orbáns Machtzirkel sind allerdings mit Vorsicht zu geniessen. Bereits nach den Wahlen 2014 hatte Orbán von einer «Konsolidierung» seiner Politik gesprochen. Dann kam 2015 die Flüchtlingskrise und brachte ganz eigene politische Zwänge und Interessen mit sich. Was eine neue Orbán-Regierung am Ende tun wird, hängt wesentlich auch davon ab, ob Deutschland und die EU bereit sind, die Visegrád-Staaten ernst zu nehmen und auf sie zuzugehen. ○

Stillhalten mit Stormy Daniels

Die Pornodarstellerin Stormy Daniels will eine Affäre mit Donald Trump gehabt haben. Ihr intelligentes, glaubwürdiges Auftreten überrascht viele.

Von Beatrice Schlag

Als Stephanie Clifford im vergangenen Januar ihre Striptease-Tour durch die USA antrat, berichteten die meisten Zeitungen höchstens im Lokalteil darüber. Dass die heute 39-Jährige als «Stormy Daniels» einst ein Spitzenstar unter den amerikanischen Pornodarstellerinnen gewesen war, wusste kaum einer der Zuschauer. Man war gekommen, weil es in den News geheissen hatte, Stormy sei eine der Frauen, die mit Donald Trump ausserehelichen Sex gehabt habe.

Stormy sah auf Bildern Trumps zweiter Frau Mara Maples verblüffend ähnlich. Und von Showgirls war Trump bekanntlich immer gern umringt. «He saw her live», stand auf den Flyern zu Stormys Auftritt. «You can too!» Wer wollte ihr übelnehmen, dass sie mit ihren fünfzehn Minuten Ruhm Kasse machen wollte? Sie war Ende dreissig. Ohne die Trump-Geschichte würde kein Klub sie mehr buchen.

Die Show selber, die sich «Make America Horny Again» nennt, bestand aus einem zehnmütigen Striptease. Danach liess sich Stormy Daniels für 20 Dollar pro Bild oben ohne mit Besuchern ablichten. Über ihre Affäre mit Trump wollte sie nicht reden. Da gebe es ein Stillhalteabkommen, sagte sie Reportern. Der Zulauf war mehr als mässig.

Interview mit Topquote

Als Moderator Anderson Cooper sie zwei Monate später für das CBS-Nachrichtenmagazin «60 Minutes» interviewte, wusste ganz Amerika, wer Stormy Daniels war: die Frau, die wenige Tage vor den Präsidentschaftswahlen von Donald Trumps Anwalt 130 000 Dollar zugesichert bekommen hatte unter der Bedingung, nie über die Affäre zu reden – die Trump selber abstritt. Wofür hatte dann sein Anwalt Michael Cohen bezahlt? Warum wollte sie das Geld jetzt zurückgeben? Warum schreckte sie Cohens Drohung nicht, er werde sie jedes Mal auf eine Million Dollar Schadenersatz einklagen, wenn sie das Stillhalteabkommen verletze?

Über 22 Millionen Zuschauer sassen vor dem Fernseher – die seit zehn Jahren höchste Einschaltquote für «60 Minutes» –, als Stephanie Clifford ins Bild kam: diskret über dem mächtigen Busen zugeknöpfte rote Bluse, schwarzer Rock, schwarze High Heels. Sie sagte kaum ein spontanes, von Juristen nicht abgesegnetes Wort; genau genommen tat sie es nur dann, wenn sie plötzlich lachen musste. Etwa bei der Schilderung ihrer ersten Verabredung mit Trump, als er nur über sich sprach und sie ihn



«Vielleicht ist das meine Schuld»: Stephanie Clifford alias Stormy Daniels.

fragte: «Kommen Sie damit normalerweise gut an?» Er sah sie verständnislos an. «Ich meine, funktioniert das für Sie, wenn Sie nur über sich reden?»», habe sie nachgehakt. Das gefiel ihm offenbar. Danach, sagte sie, sei ein etwas ausgeglicheneres Gespräch möglich gewesen.

Ehrliche Pornofrau

Es waren kleine Details wie dieses, die im Kopftreffen blieben und das Bild vom geldgierigen blonden Pornostar mit den massiven Brustimplantaten ins Wanken brachten. Die spektakulärsten Aussagen von Stephanie Clifford waren weltweit in allen Zeitungen nachzulesen: die scherzhaften Hiebe auf Trumps Hintern mit der Zeitschrift, die ihn auf den Titel gesetzt hatte; der Geschlechtsverkehr ohne Kondom; das leere Versprechen, er wolle sie in «The Apprentice» mitwirken lassen; die Bedrohungen, das Stillhalteabkommen. Die möglicherweise kompromittierenden juristischen Folgen für Trump und Cohen.

Um einiges seltener waren die Erklärungsversuche in den Zeitungen, warum viele Leute Stephanie Clifford nach dem Interview für ehrlich hielten, obwohl sie ihre Affäre mit Trump bis vor kurzem geleugnet hatte. Die Glaubwürdigkeit des Pornostars hatte viel damit zu tun, dass sie mehrmals betonte, dem Sex mit Trump zugestimmt zu haben und absolut kein Fall für die #MeToo-Debatte zu sein, weil das die wirklichen Opfer beleidigen würde. Stephanie Clifford sagte ohne Umschweife, sie habe Trump nicht darum in seiner Hotelsuite getroffen, weil sie ihn attraktiv fand, sondern deshalb, weil sie hoffte, er habe das mit dem Angebot für «The Apprentice» ernst gemeint. Sie war der Annahme, ein gemeinsames Nachtessen auswärts sei geplant.

Einer der spannendsten Dialoge aus dem Interview fehlte in fast allen Newsberichten:

Anderson Cooper: Sie assen in seiner Suite?

Stephanie Clifford: Ja.

Anderson Cooper: Was passierte dann?

Stephanie Clifford: Ich fragte ihn, wo das Badezimmer war, und er sagte: «Geh einfach durchs Schlafzimmer, dann siehst du es.» Als ich zurückkam, sass er auf dem Bettrand.

Anderson Cooper: Was dachten Sie, als Sie ihn da sitzen sahen?

Stephanie Clifford: Mir wurde sehr klar, in was ich mich hineinbegeben hatte. Und ich dachte: «Uff, das ist also angesagt.» Und ich dachte: «Vielleicht ist das meine Schuld, weil ich die schlechte Entscheidung getroffen hatte, allein in jemandes Zimmer zu gehen.» Und die Stimmen in meinem Kopf sagten: «Du hast dich in eine miese Situation begeben, und miese Dinge passieren. Also verdienst du das.»

Anderson Cooper: Und dann hatten Sie Sex mit ihm.

Stephanie Clifford: Ja.

Es war die Interviewpassage, die sie für Frauen glaubhaft machte. Jede ist schon im Hotelzimmer eines Mannes gelandet, der einen Absacker aus der Minibar in Aussicht stellte und dann das Hemd aufknöpfte. Männer sagten: «Was hat Clifford denn anderes erwartet? «Reicher Mann bietet schöner Frau eine Chance im Fernsehen.» Ist doch logisch, dass er etwas dafür erwartet.» Deswegen können Frauen und Männer so schlecht miteinander über die #MeToo-Debatte reden. Frauen wollen Männer nicht enttäuschen, das ist oft wichtiger als die Frage, ob sie Lust haben. Sex tut ja auch nicht weh, selbst wenn man keine Lust hat. Stephanie Clifford dachte, sie würde das verdienen, weil sie nicht genug aufgepasst hatte.

Alles dem Höchstbietenden

Viel souveräner wirkte sie, wenn sie darüber redete, warum sie den Maulkorb würde loswerden wollen, den sie akzeptiert hatte: «Ich war völlig damit einverstanden, den Mund zu halten. Aber ich lasse mich nicht als Lügnerin und Profiteurin beschimpfen. Natürlich nehme ich Aufträge an, die mir viel mehr einbringen als das, was ich früher für dieselben Jobs bekam. Aber ich will meine Freiheit zurück.» Freiheit heisst, alles dem Höchstbietenden offerieren zu können.

Clifford ist keine abgehalfterte Pornodarstellerin, die knapp über die Runden kommt. Sie schreibt Pornodrehbücher und bekommt seit Jahren als Regisseurin Auszeichnungen für ihre Regie in Pornofilmen, die in den USA diskret *adult films* genannt werden. Ihr

privater Reitstall ist seit Jahren erfolgreich, Stephanie Clifford wird erst zur armen Frau, wenn sie gegen Michael Cohen verliert.

Ihr Anwalt Michael Avenatti, medien erfahren und attraktiv, droht dem Team Trump im Internet mit dem Foto einer CD – und sagt, der Kampf habe eben erst begonnen. Offenbar existieren Fotos oder Filmaufnahmen der Begegnung von Donald Trump und Stephanie Clifford. Heisst: Auch das Bild der mutigen Pornoschauspielerin, die um ihre Glaubwürdigkeit kämpft, aber gleichzeitig mit Filmaufnahmen oder zumindest Fotos ihrer Begegnung mit Donald Trump droht, ist wacklig. Donald Trump habe eine ebenbürtige Gegnerin gefunden, schrieben viele Newsportale. Die Juristen sind sich uneins über Detailfragen, die kein Laie versteht. Aber Stormy Daniels wird vermutlich keine Chance haben gegen Trump. Und dann irgendwann eine CD veröffentlichen, die alle Zweifel ausräumt über seine Untreue. Die niemanden überraschen wird. ○



Clifford dachte, sie würde das verdienen, weil sie nicht genug aufgepasst hatte.



Inside Washington

Wie Reagan

Ein neues Buch zeichnet ein neues Bild von Donald und Melania Trump.

Melania Trump hat ein beeindruckendes politisches Urteilsvermögen – sagt Ronald Kessler, der Autor eines soeben erschienenen Insiderberichts über das Weisse Haus «The Trump White House: Changing the Rules of the Game», das diese Woche in die Buchläden kommt. Der Bestsellerautor und frühere *Wall Street Journal*-Reporter verspricht «die Geschichte, wie Donald Trump wirklich ist» – auf Grundlage von Interviews mit dem Präsidenten und Mitarbeitern des Weissen Hauses.

Einige der überraschenden Enthüllungen: Wenn sie nicht zwischen New York und Mar-a-Lago in Florida hin- und herfliegt, sieht man die First Lady an Kabinettsitzungen teilnehmen und ihrem Ehemann offen widersprechen. Sie ist alles andere als eine widerwillige Politikerfrau, sondern hat ihren Mann vielmehr dazu gedrängt, sich um die Präsidentschaft zu bewerben. Kessler: «Er drückte sich lange davor, anzutreten, bis sie sagte: «Du musst deine Kandidatur erklären.» Was dann auch geschah.»

Weniger schmeichelhaft geht Kessler mit Ivanka und Jared Kushner um, die er für «Trumps katastrophalste Entscheidungen» verantwortlich macht. Der *New York Post* sagte der Autor: «Trump weiss, dass sie ein Problem sind und hat ihnen schon gesagt: «Vielleicht solltet ihr nach New York zurückgehen.»» Als er Jared einmal im Fernsehen sah, soll Trump gesagt haben: «Schaut euch Jared an, er sieht aus wie ein kleiner Junge, wie ein Kind.» Über den anhaltenden Kampf Trumps mit den Fake-News-Medien schreibt Kessler, dass Trump manchmal selbst Informationen an bestimmte Journalisten durchsticht – unter der Quelle «ranghoher Beamter des Weissen Hauses». Trotz eines stürmischen ersten Amtsjahres ist Kessler zuversichtlich, dass der vom ehemaligen Reality-Star zum Staatsoberhaupt gewandelte Trump dereinst «als grosser Präsident gesehen werden wird, wie Reagan». Amy Holmes

Koreanische Frühlingsgefühle

Von Hansrudolf Kamer — Gipfeltreffen sollen die Krise um Nordkorea zum Frieden wenden. Kim reist zu Xi, um Rückendeckung zu holen. China spielt auf Zeitgewinn und möchte am liebsten nichts tun.



Alles neu macht der Mai. Auf der koreanischen Halbinsel ist bald Frühling, und Frieden bricht aus. Untrügliches Zeichen ist die K-Pop-Offensive, mit der südkoreanische

Popstars den Norden auflockern, um ihn auf die Visite des Präsidenten Moon Jae In später im April vorzubereiten.

Nur das jährliche Grossmanöver «Foal Eagle» der Amerikaner und Südkoreaner, das wegen der Olympischen Spiele verschoben wurde, passt schlecht in die Idylle. Doch das ist eine mindere atmosphärische Störung.

In seiner grünen Eisenbahn ist der nordkoreanische Diktator Kim Jong Un mit seiner Gattin Ri Sol Ju, die nun «Frau» statt «Genossin» genannt wird, in gemässigtem Tempo nach Peking gereist, um Xi Jinping seine Aufwartung zu machen. Der Zug ist so schwer gepanzert, dass er nur langsam vorankommt. Kim wurde mit allen Ehren empfangen. Es war Pomp, Pracht und Prunk, wie ihn Autokraten pflegen, die sich sozialistisch nennen.

Wie ist es nur dazu gekommen? Die Rede Kims zum Jahresanfang brachte alles ins Rollen. Er pries die Vollendung seines Nuklearprogramms, visierte aber zugleich Nordkoreas Teilnahme an den Olympischen Spielen im Nachbarland an. Das gab Moon im Süden die politische Öffnung, die er für weitere Gesten brauchte.

Es folgte die Vereinbarung über einen Besuch südkoreanischer Beamter in Pjöngjang. Diese brachten eine Anregung für ein Treffen mit Präsident Trump nach Hause. Der akzeptierte sofort. Inzwischen wollen alle mit Kim reden. Der Amerikaner soll im Mai den Nordkoreaner treffen. Man spricht von einer Visite des plötzlich Vielumworbenen auch in Moskau. Die Japaner regen sich.

Nach der Visite Kims in Peking, der vermutlich ersten im Ausland seit seinem Machtantritt vor sechs Jahren, verlautete er hoch offiziell, man könne über alles reden. Kim sagte Xi, so hiess es in den Staatsmedien, die Frage der Denuklearisierung der koreanischen Halbinsel könne gelöst werden, wenn Südkorea und die Vereinigten Staaten auf die nordkoreanischen Anstrengungen mit Goodwill antworteten. Es brauche fortschreitende und synchrone Massnahmen für die Realisierung des Friedens.

Hier hat Kim zunächst die Unterstützung Chinas. Xi las Kim aber vor, was er für die chinesische Hilfe tun müsse. Neu ist das nicht, doch Kim zeigte bisher wenig Lust, Onkel Xi zu Diensten zu sein. Es geht um regelmässige Treffen, verbesserte und häufigere Kommunikation, Priorität für die wirtschaftliche Entwicklung Nordkoreas und, eben, die Denuklearisierung, aber in Langzeitperspektive.

Alles wirkt bekannt

China hat sich im Laufe der letztjährigen nordkoreanischen Raketentests und des Versuchs mit einer Wasserstoffbombe sukzessive mehr den Sanktionsverschärfungen im Rahmen der Uno angeschlossen, die von den Amerikanern und Europäern initiiert wurden.

Aber Peking hat Washington und den Westen stets aufgefordert, den Bogen nicht zu überspannen und Kim zu sehr in die Enge zu treiben, weil sonst das Regime kollabieren oder es zu einem Krieg kommen könnte. China hat auch unter der Hand zu verstehen gegeben, dass, falls Nordkorea einen Krieg begänne, es nicht auf der Seite Pjöngjangs stehen und auf militärische Unterstützung verzichten würde.

Warum wirkt das alles bekannt? Das gleiche Szenario ist schon einmal abgespielt worden. Kim der Zweite, der Vater von Kim dem Drit-

ten, hatte seinen ersten Trip ins Ausland sechs Jahre nach Amtsantritt ebenfalls nach Peking unternommen. Das geschah kurz vor dem Gipfeltreffen im Juni 2000 mit dem südkoreanischen Regierungschef Kim Dae Jung. Dann wurden die Kassen geöffnet, die südkoreanische ebenso wie die amerikanische. Selbst der japanische Ministerpräsident pilgerte nach Pjöngjang im September 2002.

Nordkorea nutzte Geld und Zeit, um seine Nuklearprogramme voranzutreiben. Nun hat es Atomwaffen und Raketen, warum soll es sie aufgeben? Für einen Friedensvertrag und Wirtschaftshilfe? Die es wahrscheinlich ohnehin erhält? Kommunisten lieben solche Erfolgsrezepte.

Chinas erste Priorität ist weder Denuklearisierung, noch das Wohlbefinden der Kim-Dynastie, sondern Stabilität und Kriegsvermeidung. Nur wenn nordkoreanische Atomwaffen diese Stabilität gefährden, reiht sich Peking in die Reihe der Gegner Kims ein. Das heisst Zeitgewinn, westliche Konzessionen, um Kim bei Laune zu halten.

Die Resolution 2375 des Uno-Sicherheitsrates vom letzten Herbst verlangt aber von Kim ganz klar, dass Nordkorea «sofort alle Kernwaffen aufgibt und bestehende Nuklearprogramme beendet in einer vollständigen, verifizierbaren und irreversiblen Art und Weise». Von einer «Belohnung» ist nicht die Rede, schon gar nicht für eine schrittweise oder partielle Erfüllung der Resolution. Alle permanenten Mitglieder des Sicherheitsrates stehen nominell dahinter.

Doch wenn der Frühling zum Herbst wird und der erste Schnee fällt, sieht die Welt ganz anders aus. Die Kims haben sie schon mehrmals an der Nase herumgeführt.



Konzessionen für den Frieden: Diktator Kim Jong Un mit südkoreanischen Popstars.



Neu! Vier Mal pro Woche: **Die andere Sicht**

Die tägliche Nachrichtensendung für *Weltwoche*-Abonnenten. Chefredaktor Roger Köppel kommentiert von Montag bis Donnerstag, jeweils ab 16.30 Uhr, die Themen des Tages und unterhält sich mit interessanten Gästen. Für Abonnentinnen und Abonnenten ist diese Dienstleistung kostenlos. www.weltwoche.ch/daily





Heute noch jünger als die 17-jährige Lolita, die sie vor 20 Jahren war: Christina Aguilera damals und heute (r.).

Ikone der Woche

Rohe Schönheit

Von Claudia Schumacher

Die Königin des stimmlich grandiosen Bubblegum-Pops zeigt sich dieser Tage so, wie wir sie nicht kennen: ungeschminkt, scheinbar. Auf dem neuen Cover des US-

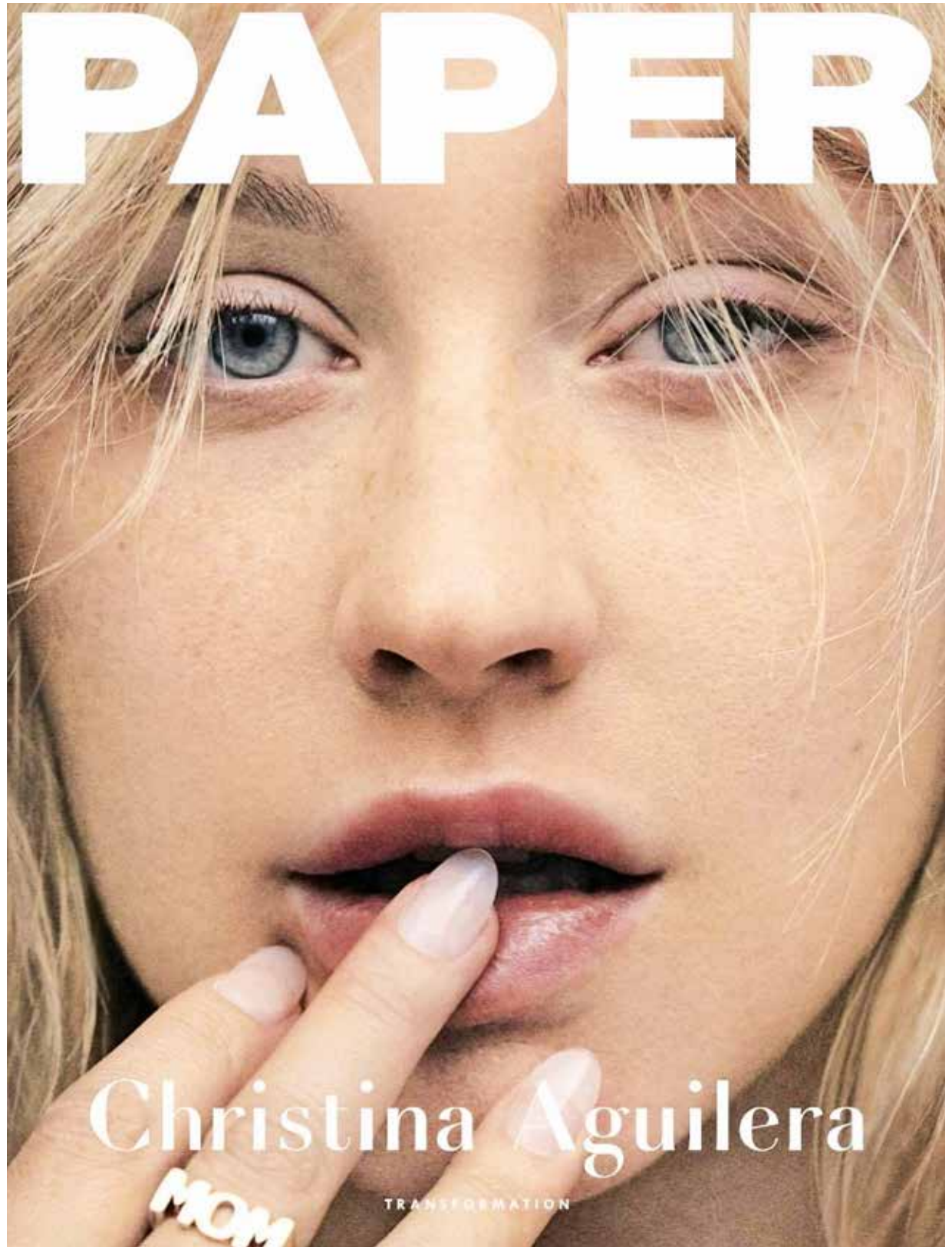
Magazins *Paper* sieht die sonst so barocke Christina Aguilera aus wie ihr 12-jähriges Ich, noch jünger als die 17-jährige Lolita, die sie vor 20 Jahren war, als sie sich mit «Genie in a Bottle» auf die Weltbühne stöhnte. Danach kam noch einiges, jahrelang – aber ein neues Album gab es zuletzt 2012.

Jetzt ist sie wieder da, zumindest schon mal optisch. Dass auf das Cover und das dazugehörige Interview auch neue Lieder folgen, hier also ein Comeback orchestriert wird, hat

sie auf Instagram angekündigt: «It's coming bitches».

Frühblüher-Schicksal

Dafür, dass Aguilera und die andere blonde Pop-Prinzessin ihrer Zeit, Britney Spears, als Erbinnen Madonnas gehandelt wurden, was die drei Damen 2003 mit dem legendärem Geknutsche auf der MTV-Bühne bekräftigten, muss man sagen: Die zwei Prinzessinnen erliefte dann doch ein eher klassisches Früh-



blüher-Schicksal. Es war in einem Alter vorbei, wo es bei anderen losgeht. Doch auch wenn Spears und Aguilera beide nicht mehr an der Vorfront des Pops zu sehen waren, verlief das Schicksal, das sie teilten, nicht gleich schlimm: Während Spears versiffte und als Erwachsene unter die Vormundschaft ihres Vaters zurückgestellt wurde, bekam Aguilera – die reifere, intelligentere Frau – die Füße wieder auf den Boden. Ihre erste Ehe hielt zwar nicht, aber Aguilera, das American Girl aus schwieriger

Familie mit prügelndem Vater und duckmäuserischer Mutter, ist wieder verlobt. Ausserdem ist sie Mutter zweier Kinder. Von Drogen, Alkoholsucht oder anderen Abgründen ist nichts bekannt. Sie scheint die Höhen und Tiefen des frühen Ruhms verkraftet zu haben, offenbar gut. Die Renaissance, die uns schlicht vom Cover des *Paper*-Magazins entgegenblickt, warum sollte sie nicht gelingen?

Stimmgewaltig war Aguilera immer – und auch hier der Kollegin Spears überlegen.

Stilistisch begann sie mädchenhaft, trug dann das Make-up immer dicker auf, als wolle sie den Paparazzi eine Schutzmaske entgegenhalten – jetzt scheint sie wieder mehr bei sich. Eine Zarte ist wohl trotzdem nicht aus ihr geworden. Das grobe Mundwerk zeigt sie auch im *Paper*-Interview, in dem sie klare Worte für die Kritiker ihrer Person und ihres Teams findet: «Wer auf unseren Zug nicht aufspringen kann, soll uns doch einfach am Arsch lecken.»

«Erfolg radikalisiert den Charakter»

Seit dreissig Jahren interviewt Sven Michaelsen die Stars und Idole unserer Zeit, auch für die *Weltwoche*. Jetzt veröffentlicht er ein Buch mit seinen besten Gesprächen. Zeit für ein Selbstinterview. Von Sven Michaelsen

Der Mann hinter dem Schreibtisch wirkt ein wenig nervös. In seinem privaten Leben hört er öfter den Satz: «Fragen Sie so gern, um selber nicht gefragt zu werden?» Seine Entgegnung lautet, er beurteile Menschen lieber nach ihren Fragen als nach ihren Antworten. Heute aber ist die Situation verworren, denn er ist Fragender und Antwortender in Personalunion. Gut, dass ihm ein Satz von Umberto Eco einfällt: «Der begabte Journalist interviewt sich selbst, wenn er andere interviewt.»

Was war Ihr unheimlichstes Erlebnis bei einem Interview?

1990 habe ich Friedrich Dürrenmatt sechs Stunden lang in seinem Haus in Neuenburg interviewt. In der letzten Stunde philosophierte er über die Notwendigkeit des Todes und sagte: «Wären wir unsterblich, gäbe es auf der Erdoberfläche nur einen Brei von Einzellern. Da ich dreissig Kilo Übergewicht mit mir herumschleppe, werden meine Sargträger nicht zu beneiden sein. Vielleicht sollte ich diese Herren in meinem Testament bedenken.» Eine Woche später meldete das Radio Dürrenmatts Tod.

Der klügste Satz über Interviews?

Der Hollywoodschauspieler Robert Mitchum begrüsst Journalisten mit dem genuschelten Hinweis: «If you want my interest, interest me!»

Was war die peinlichste Situation, die Sie erlebt haben?

Der Schauspieler Helmut Berger öffnete beim Interview die Hose, holte seinen Penis heraus und masturbierte. Als das Interview zu Ende war, jagte er den Fotoassistenten durchs Zimmer und schrie: «Ich will dich jetzt ficken, du kleine Sau!» Am quälendsten war ein auf zwei Stunden angesetztes Interview mit Robert De Niro. Was ich auch fragte, De Niro überlegte eine Minute lang und sagte: «Good question. Next question.» Nach einer halben Stunde habe ich mich verabschiedet.

Wollen Stars auch etwas von Ihnen wissen?

Nein, ich bin für sie bloss das Trampolin, das sie für ihre Luftsprünge brauchen.



Autor Michaelsen.

«Je grösser das Talent, desto gnadenloser stellt man sich selbst in Frage.»

Nach fünf Stunden Interview sagte der Grosskritiker Marcel Reich-Ranicki zu mir: «Wir haben so lange ausschliesslich über mich gesprochen, jetzt möchte ich doch auch mal etwas über Sie erfahren. Sagen Sie, wie fanden Sie mein letztes Buch?» So ein

Verhalten muss einen aber nicht kränken, denn Selbsthunger und Totalegozentrik sind nun mal die Existenzgrundlage jedes Künstlers. Wer nicht glaubt, die Erdachse laufe durch ihn hindurch, wird es nicht weit bringen. Ohne Grössenwahn keine Grösse.

Was richtet Erfolg bei Menschen an?

Erfolg radikalisiert den Charakter. Er macht Kluge klüger und Dumme dümmer. Die Strafe des Erfolgs sind Selbstzweifel. Je grösser das Talent, desto gnadenloser stellt man sich selbst in Frage. Glücklicherweise macht Erfolg nur dann wirklich, wenn man andere scheitern sieht, am besten einen guten Freund. Das erzählen Stars Ihnen aber erst nach der zweiten Flasche Wein.

Woran merken Sie, dass jemand beim Interview lügt?

Wer interviewt wird, gibt seine Lieblingsmaske als Gesicht aus und erzählt erst einmal das, was er über sich lesen möchte: schmeichelhafte Heldenlegenden oder rührende Geschichten über Aufstieg, Absturz und Wiedergeburt. Eine Faustregel lautet: «Je pointierter und süffiger eine Geschichte klingt, desto weniger Glauben sollte man ihr schenken.» Dass Stars oft nicht die Wahrheit sagen, muss einen nicht wundern, denn keiner von uns erträgt sich ohne Selbstretusche. Es gibt allerdings kalkulierte Mythomanen, bei denen das ärgerlich wird. Dieter Bohlen zum Beispiel erzählt die Geschichte seiner Penisfraktur seit Jahren in immer neuen Versionen, die sich gegenseitig ausschliessen. Für ihn sind Interviews reine Belletristik. Da kann man sich nur mit dem Satz trösten, dass jede Maskerade auch eine Demaskierung ist.

Was machen Stars in Interviews falsch?

Der Kardinalfehler ist, zu viele Interviews zu geben. Die Tabuisierung der Privatsphäre ist der erste Schritt zur Mythenbildung. Greta Garbo hat in ihrem Leben nicht mehr als

vierzehn Interviews gegeben. Mysteriös zu sein, hält die Neugier des Publikums wach. Sie thematisieren auch Intimes wie Sex und Untreue. Warum diese Indiskretion?

Unterhaltsamkeit ist das trojanische Pferd, mit dem man Wahrheit und Erkenntnis in die Köpfe tragen kann. Deshalb muss man das Schwere leicht und das Leichte schwer machen. Es ist ein Kinderspiel, den Poeten Peter Handke stundenlang über altgriechische Dichter erzählen zu lassen. Viel gewinnbringender ist aber, ihn auf die Frage antworten zu lassen, warum er seit fünfzig Jahren fast ausschliesslich mit Schauspielerinnen schläft.

Wann leiden Sie bei Interviews?

Wenn mir ein Schwall detaillierter Dummheit entgegenschlägt und ich das Gefühl habe, klüger zu sein als der Interviewte. Niemand schafft es, Steine zu melken oder aus Staub Glitzer zu machen. Wenn Sie vor der Abschrift eines Interviews mit Claudia Schiffer sitzen, haben Sie das Gefühl, Badeschaum an die Wand nageln zu müssen. Erinnerungswert war nur, dass Frau Schiffer vom Penis als «Stinkerle» sprach. Wenn vor Ihrem Mikrofon Leute sitzen, deren Popularität grösser ist als ihre Begabung, können Sie nur verlieren.

Interviews müssen heute in der Regel von den Interviewten schriftlich autorisiert werden. Was erleben Sie dabei?

Literatur-Extra

- 52 **Sven Michaelsen**
Star-Interviewer im Selbstgespräch
- 55 **Schweizer Klassiker**
Honeggers «Fertigmacher»
- 56 **Misha Glenny** Die Macht
des organisierten Verbrechens
- 58 **Sean Penn**
Lustvolle Kritik am Romandebut
- 59 **Georg Klein** «Miakro» eröffnet
völlig neue Sphären
- 60 **Königin Victoria** Die britische
Monarchin fühlte sich als Deutsche
- 61 **Am Berg**
Max Weys Sprachkolumne
- 62 **Claude Cueni** «Im Kulturbetrieb
bin ich ein Randständiger»



«Bloss das Trampolin»: Michaela Schölerer interviewt Schauspielerin Angelina Jolie.

Beim Autorisieren lernt man Menschen mitunter genauer kennen als beim Interview. An den Änderungen oder Streichungen erkennen Sie exakt, wo die Eitelkeiten und Schmerzpunkte liegen. Ich habe Handke mal nach seiner damaligen Lebensgefährtin Katja Flint gefragt. Seine Antwort war: «Gehen Sie sich doch ficken!» Das hat er bei der Autorisierung stehen lassen. Der Dramatiker Franz Xaver Kroetz wollte gar nicht autorisieren. Er gab mir den Satz mit auf den Weg: «Wenn Sie bei der Bearbeitung des Interviews schwindeln, trete ich Ihnen mit Bergschuhen in Ihre Fresse!» Eine klägliche Figur ist der ehemalige Bayern-München-Torwart Oliver Kahn, der sich gern als «Titan» oder «King Kahn» feiern lässt. Beim Interview führte er sich auf wie eine Bockwurst, bei der Autorisierung wie ein wasserhaltiges Würstchen.

Haben Sie manchmal Mitleid mit Stars?

Ja, denn Berühmtheit ist eine Maske, die sich ins Gesicht frisst. Eine Celebrity zu sein, ist ein schrecklicher Energieaufwand, weil man gezwungen ist, dauernd so zu tun, als wäre man glücklich. Ein Star, der

klagt oder über sein Unglück spricht, würde von seinen Fans wegen Undankbarkeit sofort in den Orkus geschickt werden.

Deformiert Ruhm?

Ja, wer dauernd im Licht steht, wird blind. Man kann sehen oder gesehen werden. Einem Star wird rund um die Uhr Gehör geschenkt. Das macht ihn taub für die eigenen Fehler und Irrtümer und ruiniert seine Fähigkeit, zuzuhören.

Sitzen Ihnen Stars gegenüber, die auf Drogen sind?

Das kommt vor. Ich habe mal den Sänger Seal interviewt, als der noch ein Weltstar war. Ich hatte rund sechzig Fragen vorbereitet, stellen konnte ich aber nur eine einzige, denn Seal geriet in einen neunzig Minuten langen Laber-Flash, wie ihn nur Hardcore-Kiffer haben. Als er seinen Monolog beendet hatte, erschien eine robuste Dame mit Klemmbrett und sagte, meine Interviewzeit sei leider abgelaufen.

Werden Sie Opfer von Starallüren?

Ja, aber irgendwann begreift man, dass hinter Rüpelhaftigkeit meist Selbsthass steckt und dass Hochmut die Schutzhaltung der Verletzten ist. Ein Star, der zu spät zum

Interview erscheint, hat in der Regel keine Allüren, sondern Versagensangst.

Haben Sie ein Motto?

Nein, aber ich gehe mit der Mahnung eines Freundes durchs Leben: «Am Grab meiner Mutter habe ich nur eines bedauert: ihr nicht zu Lebzeiten ein Kunstwerk aus Fragen vorgelegt zu haben.» Dass man einen Menschen nicht mehr liebt, erkennt man auch daran, dass man keine Fragen mehr an ihn hat.

Nach welchen Kriterien suchen Sie Ihre Interviewpartner aus?

Liebe, Bewunderung, Respekt vor grossen Leistungen. Ich mag Menschen, die hoffen, dass es hinter dem Regenbogen ein Land zu finden gibt. Aus diesem Grund habe ich meinem Buch einen Satz von Jean Cocteau vorangestellt: «Wenn mein Haus in Flammen stünde, was würde ich retten? Zuerst das Feuer.» Es würde mich morgens nicht aus dem Bett bringen, wenn ich einen Künstler oder dessen Werk nicht achtete. Jeder landet früher oder später auf dem Niveau, mit dem er sich abgibt. Wer den falschen Leuten gegenüber sitzt, verbringt sein Leben in einer Marinade aus Ironie und Sarkasmus. Wer will das? >>>

«Das drucken Sie aber nicht!»: Die besten Zitate



«Schönheit ohne Intelligenz gibt es nur von 14 bis 19, dann zerbricht Dummheit die Schönheit.»

Elfie Semotan, Fotografin



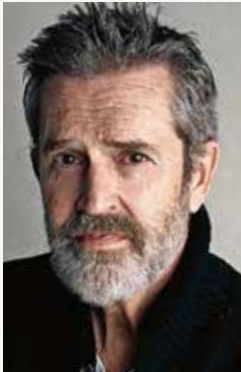
«Ich freute mich sehr, als die Wachleute abgemagerte KZ-Häftlinge auf einen Esel setzten und ihm einen mächtigen Schlag auf die Flanke gaben.»

Niklas Frank, Sohn des NS-Massenmörders Hans Frank



«Die Kindermädchen versuchten weinend, dazwischenzugehen, wenn mein Vater mir mit einer Pferdepeitsche wie rasend blutige Striemen schlug.»

Fritz J. Raddatz, Publizist



«Ich glaube nicht mehr an horizontalen Sex – er geht zu sehr auf die Ellbogen.»

Rupert Everett, Schauspieler



«Als mich der Suhrkamp-Chef Siegfried Unseld besuchte, sagte ich: <Ich bringe dich um, du Schwein!>, und würgte ihn, bis sein Kopf blaurot anlief – natürlich war ich besoffen.»

Paul Nizon, Schriftsteller



«Ich liebe es, reich zu sein, denn ein Künstler, der genügend <Fuck you money> auf der Bank hat, muss nicht den Geschmacksmoden des Kunstmarktes hinterherlaufen.»

Jeff Koons, Künstler

Wer hat Sie besonders beeindruckt?

Alte wie Dürrenmatt, der Theaterregisseur George Tabori oder die Verlegerin Inge Feltrinelli. Menschen über siebzig sind gefährlich wahrheitsliebend, weil ihnen ihre Zukunft gänzlich egal ist. Die Aufstiegsstrampeleien liegen hinter ihnen, und es gibt kaum noch Lebende, auf die sie Rücksicht nehmen müssten. Für Interviewer sind Alte das Paradies. Die Klugen unter ihnen verwandeln Einsamkeit in Erkenntnis.

Stellen Sie Fragen, für die Sie sich insgeheim schämen?

Man kann jede Frage stellen, wenn sie eine inhaltliche Legitimation hat. Als Tom Ford Chef von Gucci wurde, ordnete er an, alle Angestellten hätten schwarze Stifte zu benutzen. Als jemand den Wunsch äusserte, seinen gelben Stift behalten zu dürfen, wurde der Stift fotografiert und das Bild zur Entscheidung an Ford gefaxt. Einen schwulen Hyperästheten wie Tom Ford darf man fragen, ob Sperma nun eklig schmeckt oder nicht. Einem schwulen Politiker diese Frage zu stellen, verbietet sich.

Was hat Ford geantwortet?

Ford ist Texaner. Er sagte, ohne mit der Wimper zu zucken: «No fuckin' clue, man, because I don't swallow.» Übersetzt: «Keine Ahnung, denn ich schlucke nicht.»

Mit welchem der Interviewten würden Sie privat ein Bier trinken gehen?

Am ehesten mit dem Philosophen Peter Sloterdijk, weil diesem Mann unentwegt lustige Sätze von den Lippen perlen wie: «Hätte der Neoliberalismus Titten aus Zement – er sähe aus wie Heidi Klum.»

Sind Stars bei Ihnen schon mal handgreiflich geworden?

Ja, die grösste Angst hatte ich vor dem Schriftsteller Thomas Brasch, einem paranoiden Kokainisten. Weil ich morgens um drei ins Bett wollte, warf er mich beim Rausgehen mit kinderkopfgrossen Fleischtomaten.

Warum beten Stars den Erfolg an?

Weil Erfolg sexy macht. Das ist wie auf einer Kuhweide organisiert: Das Weibchen will in

den Machtbereich des Alphatiers gelangen, um seine Jungen geschützt zu wissen.

Macht Ruhm auf Dauer verrückt?

Die narzisstische Störung ist nicht Ergebnis des Ruhms, sondern dessen Ursache. Nicht die allgemeine Akklamation macht verrückt, son-

«Die selige Trunkenheit bei der Entgegennahme von Applaus finden Sie bei jedem Star.»

dern es ist die Verrücktheit, die zur Akklamation führt. Der Beweis dafür sind Castingshows und Dschungelcamp-Sendungen. Ein Schlüssel zum Erfolg ist Einsamkeit. Wer



«Sucht nach dem Erstaunen»: Michaelsen im Gespräch mit Politiker Gerhard Schröder.

Herkunft als Schwerverbrechen

Arthur Honeggers autobiografischer Roman «Die Fertigmacher» (1974) schlug ein – und hatte Folgen: Beliebiger Freiheitsentzug ohne Strafurteil ist nicht mehr möglich. *Von Christoph Mörgele*

Spätestens letzten Dienstag mussten ehemalige Verdingkinder ihre Gesuche um einen Wiedergutmachungsbetrag beim Bundesamt für Justiz einreichen. Längst nicht alle Betroffenen verlangen das ihnen zustehende Geld. Zu schmerzvoll ist es für viele, sich noch einmal der leidvollen Vergangenheit zu stellen. Zwei Schweizer Schriftsteller kennen den fürsorglichen Freiheitsentzug und die Willkür des früheren Vormundschaftswesens aus eigenem Erleben und haben ihre literarische Stimme dagegen erhoben: der Berner Carl Albert Loosli (1877–1959) und der Zürcher Arthur («Turi») Honegger (1924–2017).

Honeggers stark autobiografischer Roman «Die Fertigmacher» von 1974 traf im Gefolge von achtundsechzig und der «Heimkampagne» den Nerv der Zeit und wurde zu seinem grössten Erfolg. Der im Toggenburg lebende Autor genoss damals bereits eine erhebliche Bekanntheit als *Blick*-Journalist. Ausgerechnet der rechtsgerichtete Chefredaktor Peter Uebersax hatte den Thurgauer SP-Sekretär und Redaktor der *Thurgauer Arbeiterzeitung* 1962 für den Boulevard gewonnen.

Drohungen, Willkür und Prügel

In glaubwürdiger Ich-Perspektive schildert Arthur Honegger in den «Fertigmachern» die Nöte, ja die Tragödie eines Kindes, dem schon in früher Kindheit klargemacht wird, dass die unbekannte Mutter eine Hure, der unbekannte Vater ein Zuchthäusler sei. Und dass das Leben eines solchen Kindes auf die schiefe Bahn geraten müsse. Ein bössartiger Vormund lenkt den Leidensweg seines Mündels wie ein absolutistischer Herrscher. Am Fusse des Bachtels erlebt der Bub vorerst eine Art Familie, allerdings mit einer bigotten Ersatzmutter, die fast so oft prügelt, wie sie betet. Der weiche, gutartige «Papa» hat nichts zu sagen, ist selber Opfer der Gewalt seiner Frau und muss ohnmächtig miterleben, wie der Pflegesohn später von Anstalt zu Anstalt geschoben wird.

Nach ersten Zärtlichkeiten des unaufgeklärten 14-Jährigen mit einer Gleichaltrigen wird er wie ein Sexualstraftäter behandelt und drei Monate in eine Abklärungsstation geschickt. Danach versorgt man den intelligenten Jugendlichen in einer Stiftung für Schwerverzerrbare. Es ist ein Leben ohne Rechte, mit Drohungen, Willkürherrschaft und Prügel. Es folgt ein entsetzliches Jahr als Verdingbub auf einem Bauernhof, wo «Ber-



Leben ohne Rechte: Autor Honegger.

nie» wie ein Tier gehalten, körperlich misshandelt und miserabel ernährt wird. Er stiehlt zwanzig Franken, um zu fliehen. Beim erappten Dieb scheint sich in der Arbeitserziehungsanstalt die ständig verheissene Zuchthauskarriere zu bewahrheiten. Die hier angewandten Strafmittel erinnern an Nazi-Gräueltaten und bringen den geschundenen, als Bauernknecht eingesetzten Romanhelden tatsächlich an den Rand des Todes.

So schwer nachvollziehbar es sein mag, dass sich eine ganze Gesellschaft nur wegen der dunklen Herkunft eines Knaben gegen diesen verschwört, ihn infolge absurder Anschuldigungen wie einen Schwerverbrecher behandelt und ihm jede Schandtats in die Schuhe schiebt – wir dürfen an der Wahrhaftigkeit des Geschilderten kaum zweifeln. Sicher hat Arthur Honegger aber verdichtet, typisiert und dramatisiert. So erscheint es schliesslich wie ein Wunder, dass das inhumane System ihn nicht brechen, sondern dass sich die Integrität seiner Persönlichkeit doch noch durchsetzen konnte.



Arthur Honegger: Die Fertigmacher. Elfundzehn. 340 S., Fr. 31.90



«Im Licht von tantrischen Experimenten neige ich zu der Behauptung, dass 90 Prozent der Sexualität nichts anderes als eine öde Rammelei bedeuten.»
Peter Sloterdijk, Philosoph



«In mir ist von Kind an eine seltsame Bereitschaft zur Entzweiung – es gibt keinen, den ich nicht in zehn Minuten bis an sein Lebensende gedemütigt hätte.»
Peter Handke, Poet

Publikum braucht, um zu überleben, ist schon mal auf dem richtigen Weg. Die Gier nach Bestätigung und die selige Trunkenheit bei der Entgegennahme von Applaus finden Sie bei jedem Star.

Welche Einsicht eines Interviewten begleitet Sie durchs Leben?

Sie stammt vom Hollywoodveteranen Steven Spielberg: «Every clusterfuck begins with a mindfuck.» Frei übersetzt: Jeder Riesenschlamassel beginnt mit einer Selbstüberschätzung.

Sie führen seit dreissig Jahren Interviews. Wissen Sie, was Ihr Treibstoff ist?

Es geht um die Sucht nach dem Erstaunen – was Menschen so alles denken, schaffen, zerstören, erleiden.

Der gemeinste Satz über das Interviewen von Stars?

Der Schriftsteller Arthur Koestler meinte einmal: «Schriftsteller zu mögen und ihnen dann zu begegnen, ist wie Gänseleberpastete zu mögen und dann die Gans zu treffen.»



Sven Michaelsen: «Das drücken Sie aber nicht!» Piper. 400 S., Fr. 29.90

Kraken des organisierten Verbrechens

Der britische Journalist Misha Glenny behauptet, das organisierte Verbrechen durchdringe die gesamte westliche Gesellschaft. Sein Buch «McMafia» ist neu herausgekommen.

Die BBC hat den Stoff verfilmt. Von Rolf Hürzeler

Der slowakische Journalist Jan Kuciak wurde nur 27 Jahre alt. Vor gut einem Monat fiel der Enthüllungsjournalist mit seiner Partnerin Martina Kusnirova in Velka Maca im Westen der Slowakei einem Auftragsmord zum Opfer. Das Attentat ist anscheinend auf Verknüpfungen slowakischer Politiker mit der kalabresischen 'Ndrangheta zurückzuführen. Die Zivilgesellschaft protestierte mit Demonstrationen, die zum Rücktritt des Ministerpräsidenten Robert Fico führten.

Dieses Verbrechen passt genau in das Bild, das der britische Publizist Misha Glenny in seinem Buch «McMafia» vom weltweit organisierten Verbrechen zeichnet. Er deckte die Verknüpfungen zwischen gemeiner Kriminalität, Nationalismus und politischer Korruption auf. Glenny schildert unzählige Gewalttaten, die sich in den letzten Jahrzehnten in Europa zutragen.

Der Autor fasste seine jahrelangen Recherchen in dem Buch «McMafia» zusammen. Die BBC erkannte die Brisanz dieser Recherchen, die zum Teil bereits vor zehn Jahren veröffentlicht worden waren. Sie verarbeitete den Stoff in einer achteiligen Serie; Amazon bietet sie auf seiner Video-Plattform an. Protagonist Alex Godman (James Norton) entstammt einem Mafia-Clan, will aber mit den Geschäften seines Vaters nichts zu tun haben – vergeblich: Er wird in den verbrecherischen Strudel hineingezogen. Und er bestätigt die Vermutung, dass jeder und jede sich kaufen lässt, sofern der Preis stimmt.

Tschetschenen-Imperium

Glennys Grundthese in «McMafia» leuchtet ein: «Der Zusammenbruch der Sowjetunion war die wichtigste einzelne Ursache für das exponentielle Wachstum des organisierten Verbrechens, das wir auf der ganzen Welt beobachten mussten.» Dabei erweitert Glenny in seinem Buch den Fokus, weg von Europa in den Nahen Osten, nach Indien und Afrika. Die aufkommende Cyberkriminalität beschleunigt zudem eine Entwicklung, die in den frü-

hen 1990er Jahren einsetzte, als in Osteuropa ein fatales Machtvakuum herrschte, das die politischen Verantwortungsträger fatal unterschätzten. Der Titel «McMafia» hat übrigens nichts mit den friedliebenden Schotten zu tun. Er steht vielmehr für ein kriminelles Imperium von Tschetschenen, die analog zum Franchisemodell der Fastfoodkette McDonald's Filialen in Osteuropa einrichteten.

Typisch für die Verbindungen zwischen Staat und Verbrechen war etwa der Fall Arkan in Serbien: Am 15. Januar 2000 sass eine Gruppe von Männern in der Lobby des Belgrader Hotels

«Intercontinental». Gegen Abend trat der ehemalige Polizist Dobrosav Gavric auf sie zu, zog ein Gewehr unter dem Mantel hervor und begann zu schießen. «Das war das glanzlose Ende eines der berühmtesten Verbrecherbosse von Belgrad. Er hiess Arkan.»

Der Clanführer Zeljko Raznatovic oder Arkan war gemäss Glennys Recherche geradezu beispielhaft für das organisierte Verbrechen, das auf Verbindungen zwischen staatlichen Stellen und kriminellen Organisationen beruhte. Er kam vor dem Zusammenbruch von Tito-Jugoslawien als Emigrant

nach Deutschland und begann dort eine Laufbahn als Berufskrimineller. Nach zwei Gefängnisaufenthalten kehrte er nach Serbien zurück und fand dort eine Beschäftigung beim Inlandgeheimdienst. Der Mann sass damit am Schalthebel zwischen der Unterwelt und korrupten staatlichen Stellen, die ihm zu einer grandiosen Laufbahn verhelfen sollten. Arkan verkrachte sich allerdings mit Staatschef Milosevic, fand dafür einen Fürsprecher in Djindjic, dem politischen Liebling des Westens, der seinerseits 2003 ermordet wurde. Djindjic galt als eine demokratische Lichtfigur, was belegt, wie widersprüchlich sich die Verhältnisse im ehemaligen Jugoslawien entwickelten.

15 Prozent der Weltwirtschaft sollen unter Kontrolle der Mafia stehen, behauptet Glenny. Mehr noch: Jeder und jede soll im Leben ein-

mal mit Machenschaften der Unterwelt zu tun haben, meist ohne sich dessen bewusst zu sein.

Mitunter bekommt der Leser eine Bestätigung gängiger Mafia-Klischees, etwa wenn Glenny die Ausschweifungen superreicher Russen schildert. So schreibt er von der «Sowjetunion-Nostalgieparty» eines Ölmanagers in einem Schloss bei Paris: «Es war eine aufsehenerregende, ironische Feier jenes Systems, dessen Niedergang dem Ölmagnaten die Anhäufung unglaublicher Reichtümer ermöglicht hatte.» Französische Bauern wurden als «verkleidete Landarbeiter sowjetischer Kolchosen aus den 1930er Jahren» engagiert. Aus den Lautsprechern dröhnten Heldenlieder der Sowjetzeit, «in denen die Arbeiterklasse zur Steigerung ihrer Produktion angespornt wurde». Wer das nicht ganz so sinnlich fand, konnte dennoch in Festlaune kommen: «Zwischen Champagnerfontänen und Linien aus gebrauchsfertig zerstossenem Kokain trippelten Frauen in geschlitzten Miniröcken, die den Blick auf ihre Pobacken freigaben.» Auch wenn diese Festivitäten nur halb so wild gewesen sein sollten, wie Glenny sie schildert, ist doch offenkundig, dass die Profite der organisierten Verbrecherkartelle keinem erspriesslichen Wirtschaftswachstum in Osteuropa dienen.

Schmuggelware Kaviar

Naheliegender ist, dass diese Organisationen – zum Teil angeblich mit direkter Unterstützung des russischen Geheimdienstes KGB – ihre Geschäfte mit Menschenhandel, Drogen und Waffenschiebereien machten. Aber eben nicht nur, wie Glenny darlegt. So erwies sich der Schmuggel und Verkauf von Kaviar als ein lukrativer Geschäftszweig: «Die schrumpfenden Kaviarmengen im Kaspischen Meer liessen eine der profitabelsten Mafiabranchen in der ehemaligen Sowjetunion entstehen.» Vor dem Zusammenbruch teilten nur zwei Anrainerstaaten – die Sowjetunion und der Iran – die Kaviargewinnung, dann kamen Aserbaidschan, Turkmenistan sowie Kasachstan hinzu. Sie hielten sich zwar an offizielle Schutzquoten, liessen aber den illegalen Fang zu. Der Autor schildert, wie er in der kasachischen Hafenstadt Atyrau auf dem Markt einfach Kaviar-Schmuggelware zu einem Spottpreis erwerben konnte. Als kleines Hindernis erwies sich einzig der Transport durch den Zoll am Flughafen der Stadt Almaty. Dank einer Telefonnummer des Kaviarverkäufers konnte



Autor Misha Glenny.

15 Prozent der Weltwirtschaft sollen unter Kontrolle der Mafia stehen, behauptet Glenny.



Verbrecherischer Strudel: BBC-Serie «McMafia».

Glenny jedoch mit dem wertvollen Gut passieren, nachdem ihn misstrauische Beamte zuerst kontrolliert hatten. Die Ausfuhr von Kaviar war demnach während Jahren ein Kinderspiel. Sein Fazit: «Die Gangster exportierten den Kaviar in die Türkei, in den Nahen Osten und nach Moskau; es waren Lastwagenladungen, Bootsladungen, Zugladungen und sogar Flugzeugladungen nach Dubai.»

Der Kaviarhandel zeigt exemplarisch, wie symbiotisch das Verhältnis zwischen dem wilden Osten und dem Westen ist. Ohne die gestiegene Nachfrage in Westeuropa und im Nahen Osten hätte sich das Geschäft mit den Fischeiern niemals als lukrativ erwiesen.

Vorbild Boris Beresowski

Mehr noch: Der Westen förderte im Einzelfall krumme Geschäfte geradezu. So erwiesen sich die nach dem Bosnienkrieg verhängten Sanktionen gegen Serbien als verheerend. Die von den USA initiierten Handelsrestriktionen brachten dem westlichen Europa keine Nachteile, waren aber für die Nachbarstaaten Ex-Jugoslawiens desaströs, zum Beispiel für die Bulgaren. Mit dem Embargo wurden ihre

Handelsrouten unterbunden, ideale Voraussetzungen, um illegale Geschäfte zu fördern: In einer Symbiose zwischen dem Staat und Schutzgeldkartellen wurden illegale Benzint Transporte nach Serbien organisiert: «In der ganzen Region arbeiteten Verbrecher und Geschäftsleute fieberhaft daran, ein dichtes Netz aus persönlichen Beziehungen aufzubauen, um das Embargo zu unterlaufen.» Die Abstimmung im Uno-Sicherheitsrat «liess über Nacht auf dem Balkan eine Mafia entstehen, die über eine ungeheure Macht verfügte». Dabei warnten kritische Berater damals den amerikanischen Präsidenten Bill Clinton vor den fatalen Folgen dieser Sanktionen, doch die moralische Empörung über die militärischen Übergriffe der Serben war stärker als alle Einwände.

Misha Glenny hat bei der BBC-Verfilmung mitgearbeitet, die streckenweise eins zu eins auf seinen Recherchen beruht. Zum Beispiel die Geschichte einer jungen Moldauerin, die mit falschen Versprechen nach Kairo gelockt wurde. Von dort ging ihre Reise nach einem «Weiterverkauf» der Frau nach Israel, wo ihr die Menschenhändler ihre Reisedokumente

abnehmen und sie als Zwangsprostituierte in einem Bordell arbeiten musste. Glenny konnte mit der Frau über ihr Schicksal sprechen.

Als Vorbild für die Familie des Protagonisten Alex Godman wählte Glenny den russischen Geschäftsmann Boris Beresowski, dessen Leiche 2013 in einem englischen Landhaus gefunden wurde. Sein Schicksal ist bis heute nicht geklärt. Aber es erinnert fatal an die jüngste Giftgasattacke in der englischen Stadt Salisbury auf einen ehemaligen Doppelagenten und dessen Tochter. Im Zug solcher Ereignisse kommen immer wieder verschärfte Sanktionsideen gegen Russland aufs Tapet. Wie Glennys Recherchen zeigen, sind diese oftmals keine sehr gute Idee.



Misha Glenny: McMafia. Tropen. 598 S., Fr. 24.90

Prügelknabe

Selten haben Kritiker so lustvoll auf ein Buch eingedroschen wie auf das Romandebüt von Schauspieler Sean Penn.

Von *Beatrice Schlag*

Seit dem Erscheinen von «Bob Honey Who Just Do Stuff» vor einer Woche war Sean Penn in fast jeder US-Talkshow. Die Moderatoren lieben Hollywoods ältesten Bad Boy. Meist sass er mit einem so desinteressierten Gesicht in den Studios, als würde er gleich einnicken. Aber der Mann ist hellwach, politisch engagiert und immer für eine hinterhältige Pointe gut. Viele Moderatoren hielten sein Buch in die Kamera, schwiegen aber zum Inhalt. Man wollte den Star nicht durch Zweifel an seinem Schreibr Talent vergrätzen. Aber man wollte sich auch nicht die Blöße geben, ein schlechtes Buch zu preisen.

Anders die Buchkritiker. Die Verrisse waren gnadenlos. «Bob Honey» ist die Geschichte eines alternden Mannes, der Abwassertanks an Zeugen Jehovas verkauft und nebenher im Auftrag der Regierung mit seinem Holzhammer Rentner erschlägt, weil sie den Staat zu viel kosten und ihre Fürze die Luft verpesten. Ausserdem hat er einen inbrünstigen Hass auf seine Ex-Gattin. Der Epilog des Buches ist ein sechseitiges Gedicht, in dem Penn unter anderem mit #MeToo hadert: «Was ist dieses <me too>, dieser infantilisierende Begriff des Tages? Ist das ein Kleinkinder-Kreuzzug? Eine Plattform für straffreie Anklagen?»

Lippenstift an den Zähnen

Man würde das alles gern als bittere Satire verstehen, aber leider ist der Roman nicht witzig. Penn beschreibt seinen Helden in einer ebenso pompösen wie wütenden Sprache, gerne mit rassistischen und frauenfeindlichen Einsprengseln. Frauen haben Lippenstift an den Zähnen, werden alt und dick, reden zu laut, zu viel oder zur falschen Zeit. Ausserdem ist der strukturlose Roman eine Anhäufung von Alliterationen, als garantierten diese den Anspruch auf das Prädikat «literarisch». Satzbeispiel: «There is pride to be had where prejudicial is practiced with precision in the trenchant triage of tactile terminations.» Sollte der Satz Sie verwirren, liegt es nicht an Ihrem Englisch.

Autor Salman Rushdie preist Penns Erstling auf dem Buchumschlag als «Roman, den Thomas Pynchon und Hunter S. Thompson lieben würden». Die *Huffington Post* spottete, «dass Pynchon das Buch sicher lieben würde, aber nur insofern, als es ihm schmeicheln würde, so energisch imitiert zu werden. Penn überschwemmt seine Leser mit überlangen Wörtern, die im Zusammenhang kaum etwas bedeuten. 160 Seiten Selbstbeweihräucherung.»



«Mein Swimmingpool ist geheizt»: Sean Penn.

Nur wenig sanfter war die *New York Times*: «Was hast du diesmal angestellt, Sean Penn? Was ist dieses buchförmige Ding? Nur ein Witz – ein hirnerkrankter Roman, den du schriebst, weil du berühmt bist und man dich lässt? Oder ist es mehr – eine furiose Abrechnung mit Amerika, während das Land mit seinen schlimmsten

Man würde das alles gern als bittere Satire verstehen, aber leider ist der Roman nicht witzig.

Instinkten ringt? Wenn ja, warum hast du deine ehrlichsten Gefühle und deine schönsten Zeilen so tief im Dreck vergraben?»

Die Frage stellt sich jeder Leser, der sich das Buch antut: Warum schrieb sich Sean Penn, der an mehr als einer Stelle des Romans das Alter Ego seines Titelhelden zu sein scheint, seinen

Hader mit der Welt nicht in einer Autobiografie von der Seele? «Das werde ich gefragt, seit ich etwa dreissig bin», sagt er, «und der Gedanke macht mich jedes Mal verlegen.»

Eher als Verlegenheit dürfte es Penns Ehrgeiz gewesen sein, kulturell Nachhaltigeres als eine Autobiografie vorzulegen. Er hatte nie Probleme damit, Aufsehen zu erregen. Aber er hadert seit Beginn seiner Karriere mit Hollywood. Inzwischen verkündet er alle paar Jahre, dass ihn die Schauspielerei nicht mehr interessiere. Gerade sagte er in einem Interview: «Das Beste, was ein Schauspieler bieten kann, ist eine gute Zusammenarbeit mit anderen Schauspielern. Je älter ich werde, desto schlechter arbeite ich zusammen. Also macht der Beruf weniger Freude. Deswegen kam ich auf die Idee, zu schreiben: Da hat man keine Partner.» Die Entgegnung des Interviewers, Stephen Colbert, man werde ihn auf der Leinwand vermissen, wischte

er mit einem müden Blick weg: «Viele werden auch begeistert sein.»

Tatsächlich kann der Mann nerven. Er ist nicht nur Schauspieler und Regisseur, sondern auch politischer Aktivist. Sein Vater, Filmregisseur und Schauspieler Leo Penn, war in der McCarthy-Ära vom Komitee für unamerikanische Umtriebe vorgeladen worden, um über Kollegen auszusagen. Der Kriegsveteran schwieg. Er kam als Regisseur nie mehr ins Geschäft. Sean wollte schauspielern, aber ansonsten nichts mit Hollywood zu tun haben. Und er wollte seine Meinung sagen.

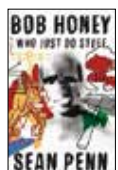
Giftig und herrisch

Im Oktober 2002 kaufte der Gegner der Irak-Invasion für 56 000 Dollar eine Inseratenseite in der *Washington Post*, auf der er Präsident George W. Bush aufforderte, die Gewaltspirale zu beenden – einmal mehr Penn, der Hitzkopf, der schon 1985 bei seiner Heirat mit Madonna auf die Helikopter der Nachrichtenreporter schoss, die über den Köpfen der Hochzeitsgäste kreisten. Der sich mit jedem Paparazzo prügelte und den Madonna den «coolsten Mann im Universum» nannte, dem sie aber vier Jahre später davonlief.

Als Regisseur drehte Penn herausragende, sparsam produzierte Filme, so verfilmte er etwa Dürrenmatts «Versprechen» und Jon Krakauers «Into the Wild». Seine politischen Wortmeldungen wurden spektakulärer. Nach Reisen in den Irak traf er in Venezuela Hugo Chávez und in Kuba Raúl Castro. Wenige Tage nach Hurrikan «Katrina» rettete er in New Orleans in einem lecken Boot Überschwemmungsoffer.

Nach dem Erdbeben in Haiti zogen auch Spötter den Hut. Im Januar 2010 landete er in einer mit Medikamenten vollbepackten DC-4 in Port-au-Prince und blieb über ein Jahr – da waren die Fotografen längst abgezogen. Seine Hilfsorganisation J/P HRO (Haitian Relief Organization) betreute zeitweise unter seiner Leitung eine Zeltstadt von 55 000 Obdachlosen und gilt als sehr effizient. Er bezeichnet seinen Führungsstil als «giftig und herrisch». Der *New York Times*, die ihn mehrmals in Haiti aufsuchte, sagte er: «Wenn dein Nachbar in Not ist, musst du helfen. Ich fühle mich in guten Momenten der Menschheit sehr verbunden, aber nie den Menschen. Ich komme mit Leuten nicht gut zurecht.»

Auf die Frage, ob ihm die Kritik an seinem Buch nicht zusetze, antwortete Penn, dessen Vermögen auf 150 Millionen Dollar geschätzt wird: «Die Leute können sagen, was sie wollen. Ich bin 57. Und mein Swimmingpool ist geheizt.»



Sean Penn:
Bob Honey Who Just Do Stuff.
Simon + Schuster.
176 S., Fr. 22.90

Bücher

Ausserhalb von Raum und Zeit

Science-Fiction ist nichts dagegen. Georg Klein hat mit «Miakro» einen Roman geschrieben, der völlig neue Sphären eröffnet. Von Burkhard Jahn

Als der Schweizer Autor Adolf Muschg 2013 von der *Weltwoche* nach den für ihn wichtigsten lebenden Autoren gefragt wurde, antwortete er: «Solche, die den Blick auf die Zeit neu einstellen können.» Dabei nannte er auch den Namen Georg Klein. Acht Tage später erschien Kleins neuer Roman «Die Zukunft des Mars». Das Buch festigte den Erfolg Kleins und dessen Rang als herausragender Autor im deutschsprachigen Raum.

Mit dem neuen Roman «Miakro» bleibt Klein beim Thema. Er versetzt den Leser in eine futuristische Szenerie: eine Beobachtungsstation, fernab von den noch unbekanntesten terrestrischen Zonen. Die Männer arbeiten mit flüssigem Glas, in dem bewegte Bilder auftauchen und verschwinden: Es sind Erinnerungen aus einer «Vorzeit», göttliche Erscheinungen.

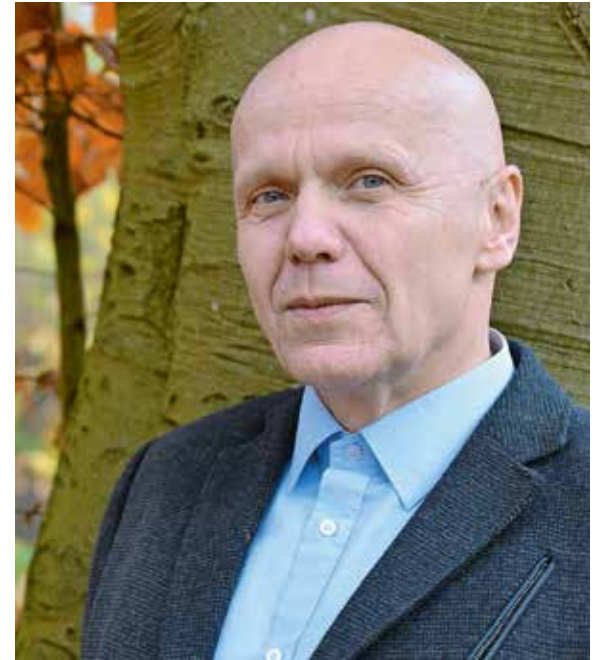
Die Bilder schwimmen, ganz ihrem Medium entsprechend. Und das Prinzip der Verschwommenheit bestimmt auch die unirdischen Ebenen in dem Roman: Der lineare Strom der Zeit scheint aufgehoben, was das Interesse an den Personen trotzdem nicht ermü-

Gegen Ende berührt «Miakro» auch bedrohliche h.-r.-giger'sche Schreckensbilder.

den lässt, denn Klein wäre nicht Klein, wenn seine Meisterschaft der Personenschilderung nicht immer wieder mit aufblühen würde.

Klein produziert ein verstörendes Vexierbild: Denn es fließen nicht nur das Glas und seine Bilder, sondern auch die Räume. Es entstehen ständig neue Ausbuchtungen, Wände werden durchlässig – nichts hier ist stabil und gefestigt.

«Miakro» kann man nicht einfach der Science-Fiction zuordnen, der Roman verkörpert eine radikalere kosmische Futuristik. Die spontanen Ausbuchtungen des Versorgungsganges zwischen dem «Mittleren Büro» und der «Wilden Welt» mahnen an die Anatomie einer Darmwand, und das vielleicht nicht ganz ohne Zufall, denn gegen Ende berührt der Roman auch bedrohliche h.-r.-giger'sche Schreckensbilder. Aus der Wand drängt schon mal eine Riesenmade – Gregor Samsa lässt grüssen. Klein nimmt den Leser mit auf eine fantasti-



«Wucht des Fremden»: Autor Klein.

sche Entdeckungsreise: In fernen Schiffen agiert eine unbekannt bleibende Regierung, «im Lichtraddampfer auf den Bitterseen unterwegs». Ökologische Verwüstungen werden erwähnt, auch Grenzgänger zwischen den Zonen, die «Wandler» als in Kutten gewandete mürrische bis kauzige Greise, die immer wieder in verschiedenen Erscheinungsformen die Szenerien auch voriger Bücher Kleins beleben.

Was Klein hier vorlegt, ist ein Kraftakt rigoroser Konsequenz, ein äusserst mutiges Buch, dem Neugier und höchster Respekt gebühren. Das Schlusswort hier soll Georg Klein selbst haben: «Man darf nicht jeder Redewendung trauen. Es stimmt zum Beispiel nicht, dass die Menschen nur verstehen, was sie verstehen wollen. Ab und an ist die Wucht des Fremden so gross, dass es den Panzer des Nichtverstehensmögens wie ein Geschoss durchschlägt und das Begreifen erzwingt, ja fast wie eine Wunde zeitigt.»



Georg Klein: Miakro.
Rowohlt. 336 S., Fr. 36.90

Burkhard Jahn ist Regisseur und Autor von Prosa, Lyrik und Feuilletons.

Mehr Dirndl als Lady

Die aus heutiger Sicht urbritische Königin Victoria war mütterlicherseits eine Deutsche. Und sie fühlte sich auch so. Das bekamen selbst die Schweizer zu spüren, als sie die Landschaft rund um den Vierwaldstättersee erkundete. *Von Rolf Hürzeler*

Abt Anselm Villiger des Obwaldner Klosters Engelberg hatte sich auf einen schwierigen Besuch vorbereitet – vergeblich. Denn zu seinem Erstaunen war die Konversation mit der britischen Königin Victoria im Sommer 1868 viel einfacher, als er es sich gedacht hatte. Die Dame sprach fließend deutsch. Victoria schaute während ihrer Ferien in Luzern in Engelberg vorbei, als sie zur Erholung von den höfischen Strapazen in Windsor und London die idyllische Landschaft rund um den Vierwaldstättersee erkundete. Zudem hoffte Her Majesty, die frische Bergluft würde ihr Gemüt erquicken, das seit dem Tod ihres Gemahls, Prinz Albert, getrübt war.

Anscheinend wusste Abt Villiger nicht, dass sich die Königin als eine Deutsche verstand, zumal Deutsch ihre Muttersprache war. «Sie liebte ihre deutschen Vorfahren. Deshalb widerte es die Engländer an, dass die Queen ihre väterliche Verwandtschaft ignorierte und lediglich in ihren deutschen Onkeln und Cousins Blutsverwandte zu sehen schien.» Das schreibt der Historiker Andrew Norman Wilson in seiner «Victoria»-Biografie, dem Standardwerk über das Leben dieser Monarchin, die dem vorletzten Jahrhundert den Namen verlieh. Victoria (1819–1901) ist aus heutiger Sicht die Symbolfigur für das Empire, als es im 19. Jahrhundert die führende Weltmacht war – militärisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich. Doch für ihre Zeitgenossen war sie zumindest in der ersten Hälfte ihrer Herrschaft eine Deutsche, eine Geduldete mehr als eine Bewunderte. Ihre Verbundenheit mit dem Adelshaus von Sachsen-Coburg, einem Flecken in Nordbayern, ging so weit, «dass sie sich lebenslang als Exilantin fühlte», wie Wilson notiert. Damit erklärt er auch ihre zeitweilig zügellose Raffgier. Ihr Gemahl, Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha, auch er ein Deutscher, hielt sie allerdings zu einer Grosszügigkeit an, die heute noch sichtbar ist, zum Beispiel bei einem Spaziergang durch den ausgedehnten Victoria-Park in Ostlondon. Sie liess ihn für die verarmte Arbeiterklasse als Paradies der Erholung anlegen.

Auch bei ihrem Besuch in der Schweiz lässt Victoria zur Freude der Luzerner zwar laut dem britischen Ex-Diplomaten Peter Arengo-

Jones den einen oder andern Franken springen, finanzierte sogar in einen Hilfsfonds für Bedürftige der Stadt. Allerdings waren das eher Almosen angesichts des Fundus, aus dem sie schöpfen konnte. Arengo-Jones beschreibt in einem soeben erschienenen Buch den Besuch der Queen von Anfang August bis Anfang September 1868 in der Schweiz; gleichzeitig erinnert eine Ausstellung im Historischen Museum Luzern an die Visite.

Heimliches Treffen in Luzern

Victorias Überheblichkeit gegenüber ihrer englischen Verwandtschaft erklärt sich mit dem Dünkel der standesbewussten Dame, denn sie hielt nichts vom englischen Adel. Zu Recht, wie Biograf Wilson festhält: «Die wenigsten Titel gingen weiter als ins 17. Jahrhundert zurück.» Die meisten fussten vielmehr auf Erlassen der – notabene aus Hannover stammenden – Victoria-Vorgänger, Georg I., der kein Englisch sprach, sowie Georg II. und Georg III. Letzterer fühlte sich zwar als richtiger Engländer, war aber verwirrt im Kopf. Die Vorstellung von einer urenglischen Nobilität als herrschender Klasse ist daher falsch. Man sollte eher an hergelaufene Bürgersleute denken, die dank der Gnade der Monarchen zu einem Fantasetitel kamen, der ihnen im besten Fall einen Sitz im Oberhaus, dem House of Lords, eintrug.

Der Hang zum Germanophilen hatte eine politische Komponente. Denn Queen Victoria war zu Beginn ihrer Amtszeit, als sie noch keine zwanzig war, politisch unbedarfte. Auch in späteren Jahren glänzte sie nicht mit politisch scharfsinnigen Analysen. So entspannt sich vor ihrer Abreise in die Schweiz eine Polemik gegen ihre Abwesenheit. Der konservative Premier Benjamin Disraeli befürchtete, dass die eigenwillige

Dame auf ihrem Trip diplomatisches Unheil anrichten könnte. Deshalb schickte er seinen Aussenminister Edward Stanley als Aufpasser und eine Hofdame als Berichterstatteerin – oder eher Spionin – mit auf den Schweizer Besuch.

Tatsächlich stiftete Victoria bereits während eines Zwischenhalts in Paris auf ihrer Reise durch Frankreich Unfrieden. Sie weigerte sich, die Ehefrau von Napoleon III., Kaiserin Eugénie, mit einem Gegenbesuch zu beehren,

nachdem diese der Engländerin die Aufwartung gemacht hatte. Der Zwischenfall scheint aus heutiger Sicht lächerlich, war es aber damals nicht: Frankreich und Preussen rangen um die kontinentaleuropäische Hegemonie. Die Haltung Grossbritanniens, damals auf dem Höhepunkt der weltpolitischen Macht, war für beide Seiten entscheidend. Der Konflikt führte zwei Jahre später zum Deutsch-Französischen Krieg, der mit einer schmachvollen Niederlage der Franzosen endete.

Manche hielten Victorias deutschen Fimmel gar für gefährlich. Ihr Prinzgemahl Albert nahm in einem heute undenkbar Ausmass Einfluss auf die britische Aussenpolitik. Er versuchte mit der Unterstützung der Queen bei jeder Gelegenheit, den Preussen beizustehen, zum Ärger des damaligen Aussen- und späteren Premierministers Viscount Palmerston, der seine Bestrebungen zur Stärkung des Empire hintertrieben sah. Palmerstons Bedenken waren berechtigt, denn Victoria verdankte ihnen, wenn auch unzulänglichen politischen Kompass ihrem deutschen Berater Christian Friedrich Freiherr von Stockmar aus Coburg. Der analytisch brillante Arzt stand ihr in den ersten Jahren nach der Thronbesteigung bei und wurde später auch zum politischen Vertrauten des Prinzgemahls Albert. Victorias deutsche Präferenzen kamen selbst auf ihrer Schweizer Visite zum Ausdruck. Sie traf in Luzern heimlich die Witwe von König Friedrich Wilhelm IV., Elisabeth von Preussen, sicher nicht zu einem geopolitischen Gespräch, aber zu einem vertraulichen Tête-à-Tête.

Todesurteile am Weihnachtstag

Im Gegensatz zu heute war in Grossbritannien im 19. Jahrhundert die Begeisterung für Deutschland in der Bevölkerung weitverbreitet. Die Briten hatten noch immer die napoleonische Bedrohung präsent; ihnen stand der preussische Adel deshalb näher. Selbst Victorias englischer Vater Edward, der Herzog von Kent, war in der preussischen Tradition erzogen worden, wo er seine militärische Ausbildung erhalten hatte. Der Mann verinnerlichte die Disziplin dermassen, dass er als Oberkommandierender der Truppen von Gibraltar nach Kanada strafversetzt wurde, weil er sie zu sehr mit Drill schikaniert hatte. Edward entwickelte zudem einen selbst für damalige Verhältnisse ungewöhnlichen Humor: Todesurteile bei grober Insubordination liess er gerne am Weihnachtstag aus-



Victoria, Albert, 1851.

Ihr Prinzgemahl nutzte jede Gelegenheit, den Preussen beizustehen.

Am Berg

Du hast gedacht, du bist über den Berg, Wanderer, und nun bist du am Berg.

Von Max Wey

Wanderer, kommst du an einen Berg, dann zögere nicht, ihn zu besteigen. Kraxle hoch, bezwinde ihn, du wirst ins Schwitzen kommen, aber auf dem Gipfel wirst du erhobenen Hauptes das Panorama genießen, so die Sicht klar ist. Du bist nun auf dem Berg, du hast das Schlimmste überwunden, und obwohl der Abstieg noch gar nicht begonnen hat, kann man sagen: Du bist über den Berg. Wenn du nicht nur die Berge, sondern auch die Sprache liebst, Wanderer, dann sage nicht: «Ich bin über dem Berg.» Die Sonne ist vielleicht dort, du nicht.

Denn die Redensart, bezeugt schon im 15. Jahrhundert, heisst «über den Berg sein»: Er ist (noch nicht) über den Berg. Auf Schweizerdeutsch: *über de Berg sii*. In Willy Brandts Autobiografie «Erinnerungen» steht der Satz: «Als ich zur Jahreswende 1971/72 in Florida mit Nixon zusammentraf, vermittelte er mir seine Überzeugung, über den Berg zu sein.» Aber Obacht, Wanderer, die Gefahren lauern nicht nur in den Bergen. Die *Finanz und Wirtschaft* vermeldete: «Italien ist inzwischen wirtschaftlich über dem Berg.» Auf *Zeit online* war zu lesen: «Über dem Berg ist Athen jedoch nicht.» Die *NZZ am Sonntag* schrieb nach einem Fussballspiel, Luzern sei «nach den dürftigen Leistungen vor der Winterpause noch nicht über dem Berg».

Du hast gedacht, du bist über den Berg, Wanderer, und nun bist du am Berg (schweizerisch für: ratlos sein). Aber lass dich nicht verunsichern. Lass dich nicht irremachen, wenn Wikipedia auf der Seite «Liste deutscher Redewendungen» behauptet, «über dem Berg» sei auch richtig. Das ist falsch. Und jetzt halt dich fest, Wanderer, wenn in deinem Büchergestell die Taschenbuchausgabe von Lutz Röhrichs «Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten» steht – ein wunderbares Nachschlagewerk –, dann schau nicht hinein, die Haare könnten dir sonst zu Berge stehen, der Eintrag dort ist ebenfalls falsch. Wo um Himmels willen ist es denn richtig? Tja, hier! Und im Duden-Band «Redewendungen». Oder im Internet unter Redensarten-index.de. Ich hoffe, du glaubst mir, Wanderer, ansonsten verweise ich dich an Alfred Döblin («Berlin Alexanderplatz»): «Und nach zwei Tagen ist alles überstanden, alles, alles, und wir sind wieder über den Berg.» Bedenke all dies, Wanderer, geh weiter in deine geliebten Berge, du kommst jetzt nicht schneller auf den Gipfel, aber du wirst nicht mehr dastehen wie der Ochs am Berg.



Vom englischen Adel hielt sie nichts: Königin Victoria (1819–1901).

führen, «damit sich die Angehörigen auf etwas freuen können».

Die verbreitete deutsche Affinität hatte für Victoria den Vorteil, dass die Monarchie zu ihrer Zeit nie ernsthaft gefährdet war. Das war nicht selbstverständlich, denn die krassen Klassenunterschiede führten im 20. Jahrhundert zu Aufständen und Protesten. Republikanische Vorstellungen in der Tradition der Französischen Revolution tauchten immer wieder auf. Aber Victoria-Biograf Wilson hält fest: «Die breite politische Öffentlichkeit wollte die Queen in ihrer Position belassen. Die politischen Parteien erwarteten Unterstützung von ihr, oder doch zumindest Anerkennung ihrer staatspolitischen Bestrebungen.» Die Monarchie stand also, ähnlich wie heute, über den politischen Querelen. Die politischen Auseinandersetzungen liefen vielmehr zwischen den

Konservativen, Liberalen und den langsam aufkommenden Sozialisten ab.

Die britische Verbundenheit mit den Deutschen mündete gegen Ende des 19. Jahrhunderts in einen ausgeprägten Nationalismus, der sich nach und nach gegen Deutschland richtete – wie umgekehrt auch. Die Ironie der Geschichte sah vor, dass der Enkel von Queen Victoria, der deutsche Kaiser Wilhelm II., die Briten in den Ersten Weltkrieg hineinzog. Die britische Monarchie musste sich ihrer deutschen Wurzeln schleunigst entledigen.



Peter Arengo-Jones:
Queen Victoria in der Schweiz.
Hier und Jetzt. 256 S., Fr. 43.90

Ausstellung:
Historisches Museum Luzern.
Bis Sonntag, 16. September

«Im Kulturbetrieb bin ich ein Randständiger»

Gemäss seinen Ärzten sollte Claude Cueni längst tot sein. Stattdessen veröffentlicht er alle paar Monate ein neues Buch. Im Interview erzählt der Basler, wie es sich unter dem Damoklesschwert lebt und wie er damit umgeht, als «rechter Autor» abgestempelt zu werden. *Von Rico Bandle*

Wer Claude Cueni in seiner Wohnung in Allschwil besucht, muss versprechen, nicht erkältet zu sein. Seit bei ihm vor zehn Jahren Leukämie diagnostiziert und eine Knochenmarktransplantation durchgeführt wurde, ist sein Immunsystem ausser Kraft gesetzt. Jede Infektion könnte seinen Tod bedeuten. Trotz oder gerade wegen seiner misslichen Lage ist der Schriftsteller noch voller Lebenskraft – und so produktiv wie nie.

Herr Cueni, Sie leben noch. Ein Wunder!

Eher ein Triumph der Medizin. Mein Überleben verdanke ich der guten Behandlung in der Hämatologie des Basler Unispitals. Aber ich lebe weiter unter dem Damoklesschwert. Seit der leukämiebedingten Knochenmarktransplantation herrscht Bürgerkrieg in meinem Körper. Die fremden Blutstammzellen stossen meine Organe ab. Aber ja, ich lebe noch.

Bei Ihnen hat man das Gefühl, die Aussicht, jederzeit sterben zu können, habe Sie produktiver gemacht.

Dieses Jahr habe ich bisher sechs Mal die Wohnung verlassen, vier Mal für einen Spitaltermin. Jeder Kriminelle mit Fussfesseln hat mehr Bewegungsfreiheit. Was soll ich den ganzen Tag tun? Reha? Dunkle Schokolade essen? Ich stehe jeden Tag um spätestens drei Uhr morgens auf, unfreiwillig. Dann mache ich das, was ich mir bereits als Kind angewöhnt habe: Ich ziehe mich in meine Fantasiewelt zurück, in meine «Script Avenue». Ich bin ein zufriedener Mensch, wenn ich in meine Welt zurückkehre, hier bin ich zu Hause.

Verhält man sich anders, wenn man weiss, dass man nicht mehr lange zu leben hat?

Die einen pflanzen noch einen Baum, die andern fällen einen Baum, weil sie den Überlebenden keinen Schatten gönnen. Ich tue weder das eine noch das andere. Vieles habe ich bereits verschenkt, ich fokussiere auf das Jetzt und geniesse es auch. Das Leben ist einmalig. Aber ich mache mir keine Illusionen. Ausserhalb der Familie bleibt man nur in Erinnerung, wenn man Schulden hinterlassen hat. Das Einzige, was bleibt, ist das, was man für andere getan hat.

Was man für die Familie getan hat?

Nein, auch für andere Leute. Seit meinem Buch «Script Avenue» schreiben mir viele Leute, die schwer erkrankt sind oder an-



«Ich spiele nicht den Sisyphos»: Schriftsteller Cueni.

dere schwerwiegende Schicksalsschläge zu meistern haben, zum Teil viel schwierigere als meine. Für diese Menschen ist es schön, mit jemandem in Kontakt zu treten, der Ähnliches durchstehen muss und nicht aufgibt. Wenn es geht, besuche ich sie auch im Spital, falls es mit dem Taxi erreichbar ist.

Sie veröffentlichen alle paar Monate ein Buch. Verspüren Sie den Drang, vor dem Tod noch möglichst viel zu publizieren?

Nein, sobald Sie tot sind, hat das alles keine Bedeutung mehr. Aber wenn ich mit etwas

Neuem beginne, möchte ich es auch zu Ende bringen. Also werde ich von meinen Figuren zur Eile gedrängt und vernachlässige mein Reha-Programm. Jetzt ist eben «Der Mann, der Glück brachte» erschienen, der nächste Roman, «Warten auf Hergé», liegt bei den Testlesern. Vielleicht ist es eine Zwangserkrankung, vielleicht ein Akt der Verzweiflung, wahrscheinlich beides.

Eine Zwangserkrankung?

Die Geschichten entwickeln sich mittlerweile auch weiter, wenn ich nicht am Computer

sitze. Mein Gehirn arbeitet auch, wenn ich schlafe, dann kann ich am nächsten Tag die Szenen wie ein Sekretär niederschreiben. Meine Frau rezitiert manchmal beim Frühstück die Dialoge, die ich im Schlaf gemurmelt habe. Aber sie weckt mich nie in der Nacht, denn sie weiss, ich arbeite.

Sie können noch selber tippen?

Ich habe eine Brille, bei der eine Seite abgedeckt ist, weil die Augen infolge Pillen und Schlafmangels manchmal auseinanderdriften. Der Sauerstoffkonzentrator steht für Notfälle neben dem Pult. Und ich habe Chirurgenhandschuhe für den Fall, dass die Nervenschmerzen in den Fingerkuppen mich am Schreiben hindern. Das sind alles Nebenwirkungen der Behandlung, aber das ist okay, ist alles Einstellungsache. Wenn ich von anderen Autoren höre, dass sie nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen schreiben können, kann ich herzlich lachen.

Der Horror wäre, mitten in einem Buch zu sterben.

Ich sage immer im Scherz: «Solange ich schreibe, sterbe ich nicht.» Da ist etwas Wahres dran. Man erkrankt ja oft erst, nachdem etwas Schwieriges beendet ist. So war es auch nach dem Tod meiner ersten Frau. Ich war während der Pflegejahre nie krank, aber nach ihrem Tod war ich total erschöpft, mein Immunsystem war im Eimer, und ein Jahr später erkrankte ich an Leukämie.

Viele Leute, die in einer ähnlichen Situation sind wie Sie, werden gläubig. Die Aussicht, dass nach dem Tod nicht alles vorbei ist, ist tröstlich. Bei Ihnen scheint das Umgekehrte der Fall zu sein: Ihr rationaler Atheismus scheint unverrückbar.

Absolut. Wenn mir Leute sagen, es kommt etwas nach dem Tod, so tönt das für mich etwa so, als würde jemand behaupten, in meinem Briefkasten sei ein blauer Elefant, der Saxofon spielt. Eine völlig absurde Vorstellung. Jede Religion ist für mich eine Variante des Aberglaubens. Aber jeder soll glauben, was er will.

Es ist doch traurig, an nichts glauben zu können, was nicht beweisbar ist. Religion, auch wenn sie noch so absurd erscheint, spendet Wärme.

Ja, es ist ohne Zweifel sehr tröstlich, wenn man mit Hilfe religiöser Fantasien die beschränkte Lebenszeit ins Unendliche verlängern kann. Für mich besteht der Trost darin, dass man es im Extremfall selber beenden kann. Das ist ein ganz wichtiger Punkt! Ich bin weder lebensmüde noch lebenssatt, ich lebe, wie schon gesagt, sehr gerne. Aber erst die Gewissheit, dass es für den Worst Case eine Handbremse gibt, macht den Alltag erträglich. Und wenn ich Wärme brauche, umarme ich meine Frau.

Ihr neuer Roman, «Der Mann, der Glück brachte», ist ein Krimi rund um eine Person von der Lotteriegesellschaft, die die Gewinner benachrichtigt und berät. Hierfür haben Sie mit jenem Mann gesprochen, der diese Aufgabe für Swisslos übernimmt, Willy Mesmer.

Mit ihm habe ich mich ausgetauscht, die Geschichte und die Figuren sind aber fiktiv, das möchte ich betonen. Interessant ist, dass es einige Gewinner plötzlich mit der Angst zu tun kriegen. Sie haben das Gefühl, dass nach dem grossen Glück ein Unglück folgen werde. Als ob das eine mit dem anderen abgegolten werden müsse.

Ist da etwas dran?

Sicher nicht. Aber ich kann das Gefühl nachvollziehen. Auch ich hatte als Teenager solche Phobien: Wenn ein Manuskript fertig war und ich es auf die Post brachte, hatte ich

«Meine Frau rezitiert manchmal beim Frühstück die Dialoge, die ich im Schlaf gemurmelt habe.»

stets die Befürchtung, ich würde unterwegs von einem Deux-Chevaux überfahren, ausgerechnet jetzt, da ich meinen nobelpreisverdächtigen Roman an den Suhrkamp-Verlag abschicken wollte. Ein Stoff für Woody Allen.

Man hört oft Geschichten, dass Lottomilliönäre ihr Geld rasch wieder los sind.

Die Medien lieben diese Geschichten. Die Leser wohl auch. Ein Michael Carroll arbeitete bei der Müllabfuhr, gewann umgerechnet 13,6 Millionen Euro, nach fünf Jahren war alles weg. Er arbeitet heute wieder bei der Müllabfuhr. Das sind krasse Ausnahmen, die Realität sieht ganz anders aus. Gemäss einer Umfrage von Swisslos hatte der Gewinn bei 87 Prozent der Befragten keinen grossen Einfluss auf den Alltag und die Umgebung. Die Hälfte gab an, sich lediglich ab und zu Kleinigkeiten zu leisten, wie auswärts essen, Ausflüge oder Ferien. Sie geniessen und schweigen. Das ist die Normalität.

Vor zwei Jahren haben Sie «Godless Sun» veröffentlicht, eine apokalyptische Vision angesichts der fortschreitenden Migration, insbesondere von Muslimen. Seither sind Sie als «rechter Autor» abgestempelt. Würden Sie den Roman wieder schreiben?

Als das Buch herauskam, galt ich als «Schwarzmalen». Es war die Zeit kurz nachdem Angela Merkel im Herbst 2015 verfassungswidrig im Alleingang die Grenzen geöffnet hatte. Da musste man jeden Zuwanderer «Flüchtling» nennen. Zitierte man öffentlich eine Statistik, starb man den medialen Tod. Mittlerweile hat der Wind gedreht. Trotzdem würde ich das Buch nicht mehr schreiben.

Weshalb nicht?

Weil es sinnlos ist. Die negativen Folgen der unkontrollierten Massenzuwanderung sind irreversibel. Wäre ich in Afrika geboren, ich garantiere Ihnen, nichts könnte mich davon abhalten, nach Europa zu kommen. Aber wenn Hunderttausende testosterongetriebene junge Männer aus verfeindeten Ethnien bei uns aufeinanderprallen, führt das früher oder später zu gesellschaftlichen Verwerfungen. Wenn die Wähler den Politikern, die ihre Fehlentscheide bis zu ihrem Amtsende aussitzen wollen, weiterhin ihre Stimme geben, ist das ihr gutes Recht, das ist Demokratie. Aber ich spiele nicht den Sisyphos.

Das tönt resigniert. Houellebecq hatte auch Erfolg mit demselben Thema.

Houellebecqs Bücher kann man nicht totschweigen. Er ist bekannt genug, um mit einem solchen Buch eine Debatte zu lancieren. Das ist mir nicht gelungen.

Gerade die Kulturszene ist gnadenlos gegenüber Leuten mit abweichender Meinung: Eben hat sich der Suhrkamp-Verlag von seinem Starautor Uwe Tellkamp distanziert, weil dieser sich kritisch zur Einwanderungspolitik geäussert hat. Sie selbst haben noch nie einen Preis erhalten, ob schon «Script Avenue» zum Stärksten gehört, was die Schweizer Literatur in den letzten zehn Jahren hervorgebracht hat.

Wer sich für Rechtsgleichheit einsetzt und linke und rechte Gewalt und Intoleranz gleichermaßen verurteilt, gerät in Verdacht, ein Verräter zu sein. Ich war dabei, als SVP-Politiker Oskar Freysinger Mitglied des Schweizer Autorenverbands werden wollte. Wer damals im Sinne von Voltaire der Aufnahme zustimmte, galt als Persona non grata. Ich setzte mich für Freysinger ein, obwohl ich weder seine Bücher noch seine Ansichten mag. Mit Ausnahme von mir und einem Tessiner waren alle für die Ablehnung von Freysingers Antrag. Ich bin dann als Einziger aus dem Verband ausgetreten.

Aus Protest?

Wer meine Ansichten nicht teilt, ist nicht mein Feind. Aber mit dieser Auffassung gehört man im Kulturbetrieb zu den Randständigen. Das ist auch der Grund, weshalb ich nach zwanzig Büchern in vierzig Jahren noch nie an die Solothurner Literaturtage eingeladen wurde. Was die Szene zusammenhält, ist die gemeinsam praktizierte Intoleranz gegenüber anderen. Aber ich bin niemandem böse. *No bad feelings*. Mich interessiert mehr, ob meine Frau heute Abend ihre philippinischen Frühlingsrollen kocht.



Claude Cueni: Der Mann, der Glück brachte. Lenos. 230 S., Fr. 31.90



Die Bibel

Antisemitismus

Von Peter Ruch

Wenn es dem König recht ist, wird aufgesetzt, dass man die Juden ausmerze. Dann werde ich zehntausend Kikkar Silber in die Hände der Zuständigen auszahlen, damit sie es in die Schatzkammern des Königs bringen (Ester 3, 9). Haman, der Grossfürst des Perserkönigs Xerxes, forderte von den Untertanen die bedingungslose Unterwerfung. Der Jude Mordechai verweigerte sie ihm, so dass der beleidigte Haman die Juden ausrotten wollte. Dem König versprach er eine grosszügige Beteiligung an der Beute. Hier werden zwei Hauptmotive des Antisemitismus kenntlich: Minderwertigkeitsgefühle und Raublust.

Nach dem Wegfall der Feudalordnungen im 19. Jahrhundert konnte jeder aufsteigen. Die Juden erwiesen sich vielerorts als erfolgreiche Unternehmer und Händler. Der französische Monarchist Edouard Drumont versprach schon 1890 seinen Wählern, mit dem Vermögen der Juden «die soziale Frage zu lösen». In Saloniki brannte 1917 aus unbekanntem Gründen das Zentrum nieder. Sogleich wurden die Juden, denen drei Viertel des Quartiers gehörten, durch ein Bauverbot enteignet. Als Polen 1918 wieder auf der Landkarte erschien, gab es rauschende Feste – und Gewaltausbrüche mit Plünderungen gegen die Juden. In der Ukraine begannen gleichzeitig Massenraubmorde an weit über 60 000 Juden, um die Versorgung der Truppen zu gewährleisten. Auch in Litauen war die Judenfeindschaft mit wirtschaftlichen Ansprüchen der rückständigen Mehrheit eng verknüpft, wobei auch andere Minderheiten unter die Räder kamen. In Rumänien wurden Juden von der Matura ferngehalten und Immobilien enteignet, um sie Lehrern, Offizieren und Beamten zu übergeben. In Ungarn pries der Justizminister 1938 seine antijüdische Gesetzgebung als Akt der «sozialen Gerechtigkeit» an. Auch in der NSDAP war dieses Motiv bedeutsam: Auf der Wannseekonferenz versprach Heydrich, die «Endlösung» würde sozialpolitische Probleme lösen.

Wer den modernen Antisemitismus durchschauen will, darf die sozialpolitischen Umverteilungen nicht ausser Acht lassen.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Grausame Bitterkeit: Cheyenne-Häuptling Yellow Hawk (Wes Studi), Captain Joseph Blocker

Kino

Streunende Seelen

Der Western, dieses uramerikanische Genre, ist out. Heisst es. Und dennoch entstand mit «Hostiles» wieder einer – gleich ein Meisterwerk. Von Wolfram Knorr

Es war doch alles aus und vorbei, die ganze Requisite und das Personal waren längst beim Trödler. Der Western, diese uramerikanische Gattung, floppte, wenn es einer wagte, ihn reanimieren zu wollen. Dann war der Geier der Star, der über dem Film seine Kreise zog. Scott Cooper, einer der eigenwilligsten Filmemacher, wurde mit seinem Debüt «Crazy Heart» (2009) gleich mehrfach ausgezeichnet. Er zählt zu den eher Stillen mit altmodischem Stehvermögen und ganz sicher nicht zu Hollywoods Marktschreibern. Er hat es doch tatsächlich gewagt, in den Zeiten von Sci-Fi, Fantasy und anderem digitalem Hokusfokus-Lärm einen Western zu drehen. Und siehe da, mit «Hostiles» gelang Cooper ein ganz grosser Wurf.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert erhält Captain Joseph Blocker (Christian Bale), stationiert in New Mexiko, einen letzten Auftrag vor dem Ende seiner Armeelaufbahn. Er soll den schwerkranken Cheyenne-Häuptling Yellow Hawk (Wes Studi) mit seiner Familie in seine Heimat nach Montana begleiten, damit er dort sterben könne. Zehn Jahre Gefängnis, so die Begründung der Armee, sind genug, die Kriege vorbei. Versöhnung ist angesagt. Blocker, der zu viel Grausamkeiten, auch durch Hawk und seine blutrünstigen Krieger, erlebt hat, ist entsetzt, sein Hass abgrundtief, sein Innenleben

versteinert. Spricht er, was ohnehin selten vorkommt, so klingen seine Worte wie an einem Wetzstein geschärft, und seine Augen, in dunklen Höhlen, nehmen die Farbe von Patronen an. Um nicht unehrenhaft entlassen zu werden, beugt er sich zähneknirschend dem Auftrag. Mit einer kleinen Gruppe von Soldaten macht er sich mit Hawk und dessen Familie auf den beschwerlichen Weg. Unterwegs stossen sie auf Rosalie Quaid (Rosamund Pike), deren gesamte Familie von Komantschen gekillt wurde. Die schwer Traumatisierte schliesst sich Blocker an. Die Odyssee bis rauf nach Montana wird zum Psycho-Trip, der Blocker (und nicht nur ihn) in den Grundfesten erschüttert.

Jede Odyssee gleicht einer Selbstfindung, aber wie Blockers Gemüts-Granit Schritt für Schritt aufgeschlagen wird, das entfaltet eine enorme psychologische Spannung. Hawk und Blocker belauern sich, als suchten sie im Gegenüber eine Antwort auf die Frage, wer Verlierer, wer Sieger ist. Die Landschaft von Wes Studi als Yellow Hawk ist ein einziges Netz bitterer Erfahrungen, das sich tief in seine Haut geschnitten hat, während Blockers Tresor-Verschlossenheit sich nicht die geringste Blösse erlaubt. Dem einen hat sich der Schmerz ins Gesicht eingekerbt, dem anderen hat es das Innere zerfressen.



(Christian Bale) in «Hostiles».

«Hostiles» ist eine melancholische Elegie auf ein Land, das seine Unschuld endgültig verloren hat. Cooper (der mit Donald Stewart das Drehbuch schrieb) zeigt eine in eine grandiose Landschaft eingebettete Gesellschaft, der nicht zu helfen ist, die mit sich und den anderen nur Schindluder treibt – alles lauter Gefühlskrüppel, streunende Seelen ohne Halt. Das ist von grausamer Bitterkeit, und Cooper macht nicht den Fehler, die Indianer zu romantisieren. Hawk bleibt so unergründlich wie ein Brunnen ohne Boden, während tief unter Blockers Granitschale in seiner Seelenasche ein Restfunken wieder aufzuglühen beginnt. Die abgrunddüstere Grundhaltung betreffend Ethnien macht «Hostiles» erstaunlich aktuell. ★★★★★

Weitere Premieren

Ready Player One — Eigentlich auch nicht anders als beim guten alten Richard Wagner: Goldrausch, Feuerzauber, Versteckspiel, Tarnkappe, Firlefanz um den Gral und ein Held namens Parzival. Nur befinden wir uns nicht mehr in der analogen Welt, sondern in der digitalen, und da heisst der Zinnober natürlich ganz anders. Da knallt man sich die Datenbrille, oder wie das Ungetüm heisst, vor die Augen und rauscht ab in den Cyberspace, nimmt sich einen Avatar und macht sich auf die Suche nach dem Gral, der hier «Easter Egg» heisst und tatsächlich so was wie ein Osterei ist. Das muss in der virtuellen Welt gefunden werden, wobei man zuvor ein Rätsel mit drei Schlössern zu lösen hat. Im Jahr 2045 wohnt der achtzehnjährige Waisenknabe Wade Watts (Tye Sheridan) in einem Vorort-Trailerpark und will aus dieser tristen Wirklichkeit nur raus. Die interaktive Onlinewelt Oasis bietet

ihm die Möglichkeit. Er nennt sich Parzival und muss natürlich auch gegen einen Bösewicht ran, und es wird tricktechnisch gewirbelt, dass es eine wahre Pracht ist. Steven Spielberg zieht alle Register, taucht in die 1980er Jahre zurück, zitiert Filme und vor allem Games und entzückt damit natürlich die Gamer. Für die mag «Ready Player One» auch spassig sein, für den Rest, zu dem sich auch der Rezensent zählt, *a bisserl* fad. Am Ende, typisch Spielberg, wird moralisiert, nach dem Motto: «In unserer Wirklichkeit ist's halt trotzdem schöner.» ★★★☆☆

Film Stars Don't Die in Liverpool — Gloria Grahame (1923–1981) war in den 1940ern und 1950ern ein Star, in «The Bad and the Beautiful» (1952) erhielt sie einen Oscar für die beste Nebenrolle. Privat war sie eine schwierige Person mit seltsamen Ehen (einmal mit Nicholas Ray und dann mit dessen Sohn). Ende der 1970er Jahre kam sie nach Liverpool und lernte den britischen Jungschauspieler Peter Turner kennen. Daraus wurde eine Liebesromanze. Turner sträubte sich lange, seine Memoiren für eine Verfilmung freizugeben. Jetzt hat sie Paul McGuigan («Victor Frankenstein») mit Jamie Bell und Annette Bening mit einem Hauch von «Sunset Boulevard» verfilmt. ★★★☆☆



«Film Stars Don't Die in Liverpool».

Knorr's Liste

1	The Shape of Water Regie: Guillermo del Toro	★★★★★
2	Three Billboards Outside... Regie: Martin McDonagh	★★★★★
3	Jim Knopf und Lukas der... Regie: Dennis Gansel	★★★★☆
4	Thelma Regie: Joachim Trier	★★★★☆
5	Peter Rabbit Regie: Will Gluck	★★★★☆
6	Molly's Game Regie: Aaron Sorkin	★★★★☆
7	Eldorado Regie: Markus Imhoof	★★★★☆
8	I, Tonya Regie: Craig Gillespie	★★★★☆
9	The Post Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
10	Tomb Raider Regie: Roar Uthaug	★★★☆☆

Jazz

Farben in der Nacht

Von Peter Rüedi

Vielleicht existiert die Schweiz ja tatsächlich nicht, vielleicht gibt es sie nur im Plural. Zweifellos existiert der vielbeklagte Röstigraben, wobei ich meine, Dürrenmatt habe recht: Gerade dass die verschiedenen Landesteile friedlich nebeneinanderher lebten und sich in Ruhe liessen, sei die kulturelle Leistung. Klar, das hat mitunter seinen Preis. Die Jazzszenen der französischen und der deutschen Schweiz dürften schon etwas lebhaftere gegenseitige Beziehungen unterhalten.

Jedenfalls ist es ein bisschen grotesk, dass ein brillanter Genfer Pianist in New York, San Francisco, Afrika und Japan bekannter ist als in Zürich. Moncef Genoud, 1961 in Tunesien blind geboren und ab dem Alter von zwei Jahren in Genf aufgewachsen, hat inzwischen nicht weniger als dreizehn Alben eingespielt, darunter solche mit Partnern wie Reggie Johnson und Alvin Queen, mit Scott Colley, Bill Stewart, Michael Brecker und Dee Dee Bridgewater. In der Deutschschweiz aber ist er nach wie vor ein Geheimtipp. Was mit am Umstand liegen mag, dass Genoud seine Originalität nicht gerade versteckt, aber sie auch nicht herausschreit. Er ist ein Meister der diskreten, oft etwa verschatteten Klaviermusik in der Nachfolge der nicht auf Verstärkung angelegten Pianokultur eines Bill Evans oder Keith Jarrett, wenn er nicht gar wie diese im unerschöpflichen «Great American Songbook» blättert und sich die Trouvaillen daraus mit ebenso minimen wie raffinierten harmonischen Mutationen anverwandelt oder durch eine ungewohnte Wahl des Tempos in einen anderen Aggregatzustand versetzt.

Auf seiner jüngsten CD, einem schönen Duo-Album mit seinem alten Freund Ivor Malherbe am inspirierten Bass, sind die beiden alten Knüller «Lover Man» und Fats Wallers «Jitterbug Waltz» dafür die auffälligsten Beispiele, «My One and Only Love» und «You Don't Know What Love Is» hält er eher im pastellfarbigen impressionistischen Register. Er denke musikalisch überhaupt in Farben, sagt Genoud – überraschend für einen, der von Geburt an blind ist, aber einleuchtend für alle, die seine Musik hören.



Moncef Genoud and Ivor Malherbe: Walk with Me. Rollin' Dice RDP 20171

Als Hitler Kokain nahm

Um Hitlers Gesundheit stand es bereits in frühem Alter schlecht. Er litt an Magenkrämpfen, Durchfall und Flatulenz. Bald wurde er so süchtig nach Heilmitteln, dass er keinen Tag ohne Drogen verbrachte. Die Invasion der Sowjetunion lenkte er vollgepumpt mit bis zu achtzig verschiedenen Medikamenten. *Von Giles Milton*

Die Injektionen begannen gleich nach dem Frühstück. Sobald Hitler seine Schüssel Haferbrei mit Leinöl fertiggegessen hatte, liess er seinen Leibarzt Theodor Morell kommen.

Der Arzt kramelte den Ärmel seines Patienten hoch, um ihm einen bemerkenswerten Cocktail von Drogen zu spritzen, von denen viele heute als gefährlich, suchtbildend und illegal klassifiziert werden.

Dr. Morell verabreichte Hitler mehr als neun Jahre lang jeden Tag Amphetamine, Barbiturate und Opiate in solchen Mengen, dass er als «Reichsspritzenmeister» verspottet wurde. Manche Mitglieder von Hitlers innerem Kreis fragten sich, ob er den Führer umzubringen versuchte.

Doch Theodor Morell war Hitler viel zu tief ergeben, als dass er ihn ermordet hätte. Der widerlich fette Quacksalber mit dem abscheulichen Mund- und Körpergeruch hatte den Führer bei einem Fest auf dem Berghof kennengelernt.

Hitlers Gesundheit war seit langem schlecht. Er litt an Magenkrämpfen, Durchfall und chronischer Flatulenz, so dass er sich nach jeder Mahlzeit vom Tisch zurückziehen musste, um gewaltige Darmwinde entweichen zu lassen.

Sein Zustand wurde durch seine unkonventionelle Ernährung noch verschlimmert. Fleisch hatte er 1931 aufgegeben, nachdem er das Essen von Schinken mit dem Verzehren einer menschlichen Leiche verglichen hatte. Danach ass er grosse Mengen wässrigen Gemüses, das püriert oder zu Brei zerdrückt wurde. Dr. Morell sah dem Führer beim Essen einer solchen Mahlzeit zu und studierte dann deren Folgen. Verstopfung und kolossale Flatulenz in einem Ausmass, wie es ihm selten begegnet sei, notierte er. Er versicherte Hitler, über Wundermittel zu verfügen, die all seine Probleme kurieren würden.

Zunächst verabreichte er kleine schwarze Tabletten, «Dr. Kösters Antigas-Pillen». Hitler nahm sechzehn täglich, offenbar ohne zu wissen, dass sie Strychnin enthielten. Zwar vermochten sie seine Blähungen vorübergehend



«Offensichtlich auf Speed.»

zu lindern, dürften aber auch mit grosser Wahrscheinlichkeit die Konzentrationsmängel und die fahle Gesichtsfarbe zur Folge gehabt haben, die seine letzten Lebensjahre kennzeichneten.

Als Nächstes verschrieb Morell ein auf Koli-bakterien beruhendes Probiotikum namens Mutaflor, welches die Darmprobleme des Führers zu stabilisieren schien. Ja, Hitler war so erfreut über des Arztes Arbeit, dass er ihn in den inneren Kreis der Nazi-Elite aufnahm. Danach wich Morell kaum mehr von seiner Seite.

Von den Magenkrämpfen abgesehen, litt Hitler auch an morgendlicher Abgespanntheit. Zu deren Bekämpfung spritzte Morell eine wässrige Lösung, die er aus einem in Goldfoliebriefchen verpackten Pulver zubereitete. Er enthüllte nie, was der aktive Wirkstoff des Heilmittels namens Vitamultin war, aber es wirkte jedes Mal, wenn es verabreicht wurde, Wunder. Binnen weniger Minuten erhob sich Hitler jeweils gestärkt und voll Energie von seinem Diwan.

Ernst Günther Schenck, ein SS-Arzt, wurde misstrauisch gegenüber Dr. Morells Wundermitteln, und es gelang ihm, eines der Goldfoliebriefchen an sich zu bringen. Als dessen

Inhalt in einem Labor analysiert wurde, erwies sich dieser als Amphetamin.

Hitler machte sich keine Sorgen darüber, was ihm verabreicht wurde, solange es nur wirkte. Schon bald wurde er so süchtig nach Dr. Morells Heilmitteln, dass er für all seine Gesundheitsprobleme einzig auf Morell vertraute – mit katastrophalen Langzeitfolgen. Die Invasion der Sowjetunion lenkte er vollgepumpt mit bis zu achtzig verschiedenen Medikamenten, darunter Testosteron, Opiate, Sedativa und Laxativa. Gemäss den medizinischen Notizbüchern Morells verabreichte dieser auch Barbiturate, Morphium, Stiersperma und Probiotika.

Das überraschendste Mittel, das Dr. Morell dem Führer verschrieb, war Kokain. Dieses wurde im Deutschland der dreissiger Jahre gelegentlich für medizinische Zwecke eingesetzt, aber

immer extrem niedrig dosiert und in Konzentrationen von weniger als einem Prozent. Morell verabreichte dem Führer Kokain zunächst in Form von Augentropfen. Da ihm bewusst

Der «Reichsspritzenmeister» verabreichte ihm Männlichkeitsinjektionen.

war, dass Hitler erwartete, sich nach Einnahme seiner Mittel besser zu fühlen, erhöhte er den Kokainanteil der Tropfen auf das Zehnfache. Eine so starke Dosis könnte das psychotische Verhalten ausgelöst haben, das sich bei Hitler gegen Ende seines Lebens bemerkbar machte.

Der Führer fand Kokain extrem wirksam. Laut einer Anzahl medizinischer Dokumente, die 2012 in den USA zum Vorschein kamen (darunter ein 47-seitiger Bericht von Morell und anderen Ärzten, die sich um den Führer gekümmert hatten), begann Hitler sich bald nach der Droge zu sehnen. Das war ein deutliches Anzeichen dafür, dass er eine schwere Sucht entwickelte. Zusätzlich zu den Augentropfen begann er nun auch Kokain zu schnupfen, «um die Nebenhöhlen zu reinigen und die Kehle zu beruhigen».

Kokain mochte Wohlgefühle bewirken, tat aber nichts, um den schwachen Sexualtrieb des Führers zu verstärken. Um diese peinliche Situation zu überwinden, gab Morell ihm Männlichkeitsinjektionen. Diese bestanden aus Extrakten aus der Prostata junger Stiere. Morell verschrieb auch ein Medikament namens Testoviron, das auf Testosteron beruhte. Hitler liess sich diese Injektionen jeweils verabreichen, bevor er eine Nacht mit Eva Braun verbrachte.

Langfristig hatten solche Drogen, insbesondere Amphetamine, immer erraticeres Verhalten zur Folge. Am sichtbarsten wurde dies bei einem Treffen von Hitler und Mussolini in Norditalien. Als Hitler sein italienisches Gegenstück dazu zu überreden versuchte, im Krieg nicht die Seite zu wechseln, wurde er geradezu hysterisch. Richard J. Evans, ein Historiker des Dritten Reichs, meinte dazu: «Wir können ziemlich sicher sein, dass Morell Hitler vor seinem Besuch bei Mussolini Tabletten gab ... Er war in jeder Beziehung total hyper, redete weniger als dass er quasselte, er war offensichtlich auf Speed.»

Gegen Kriegsende war Hitlers Gesundheitszustand sehr schlecht. Er war drogenabhängig, seine Arme waren so übersät mit Einstichen von Injektionsnadeln, dass Eva Braun Morell als Spritzenquacksalber beschimpfte. Er hatte Hitler süchtig gemacht. Doch die Heldenverehrung des Arztes für seinen Führer liess nicht nach, und er blieb fast bis zum Schluss bei ihm im Bunker.

Kurz nach dem Ende des Dritten Reichs nahmen die Amerikaner Morell gefangen und verhörten ihn über zwei Jahre lang. Einer der ihn befragenden Offiziere ekelte sich wegen der fehlenden Körperpflege des Arztes.

Morell wurde nie irgendwelcher Kriegsverbrechen angeklagt und starb 1948 kurz nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis an einem Schlaganfall. Er hinterliess eine Fülle medizinischer Notizbücher, welche die Drogenabhängigkeit seines Lieblingspatienten belegen.

Es entbehrt nicht der Ironie, dass der Mann, der Hitler hätte gesund machen sollen, wohl mehr als irgendjemand sonst zu dessen Verfall beigetragen hat.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:
«Bellen für den Sieg»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich habe wenig Bedürfnis, den Kontakt zu meinen Verwandten aufrechtzuerhalten. Von meinem Umfeld wird mir eingeredet, es bestehe eine moralische Verpflichtung, einen minimalen Austausch mit Onkel, Tante, Schwiegereltern et cetera zu pflegen. Wie sehen Sie das? Hans G., Chur

Zunächst: Das aus dem Lateinischen stammende Wort Moral bedeutet Sitte oder Brauch. Weil die Moral – also die gute Sitte – von ihren Vertretern oft als absolute Wahrheit dargestellt worden und so zum unsympathischen Moralismus verkommen ist, gebraucht man heute lieber das auf das Griechische zurückgehende Wort Ethik, was auch Sittenlehre bedeutet. Nun, was im Einzelfall moralisch, ethisch, sittlich ist, kann nicht allgemeingültig beantwortet werden. Es ist an jedem Einzelnen, das zu beantworten.

Fest steht, für Onkel und Tanten trägt man nicht per se Verantwortung, auch nicht im moralischen Sinn. Ich an Ihrer Stelle würde meine Gefühle nicht zu sehr strapazieren, wenn Ihr Kontaktbedürfnis nicht riesengross ist.

Meistens hat dies ja seine Gründe. Anders ist es wohl bei ganz nahen Verwandten, gegenüber denen meines Erachtens generell moralische Verpflichtungen bestehen, ja sogar rechtliche: Das gilt sicher in Bezug auf Kinder, Eltern und Grosseltern, wohl aber auch – je nach Situation – in Bezug auf Grosskinder; ich würde gar meinen, auch hinsichtlich der Geschwister, wenn diese es unbedingt nötig haben – aber es liesse sich auch das Gegenteil begründen. Bei Onkel, Tanten, Cousins, Cousinen et cetera bestehen keine rechtlichen und auch keine moralischen Verpflichtungen. Entscheiden Sie, wie es Ihnen beliebt, auch wenn man – das ist im Leben so – manchmal auch solche Kontakte pflegen muss, bei denen einem das Bedürfnis abgeht. Einfach, um das eigene Umfeld zu befriedigen – dem «Hausfrieden» zuliebe.

Schwieriger wird es mit den Schwiegereltern. Es sind ja nicht Ihre Eltern, sondern die des Ehepartners. Je nach Verhältnis ist vielleicht Kontakt geboten. Jedenfalls lohnt es sich, dann Kontakt mit den Schwiegereltern zu haben, wenn dies dem Ehepartner oder der Ehepartnerin wichtig ist. Das gebietet dann die Vernunft, der Verstand, das «Konfliktmanagement». Hier scheint mir auch die Wahrung des «Hausfriedens» zweckmässiger als grosse moralische Untersuchungen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Geschäftsmodell Knochenbruch

Dem Baselbieter Unternehmer Thomas Straumann gelang schon manch ein Kunststück. Sein neuester Coup ist der erfolgreiche Börsengang von Medartis am 23. März. Der Ausgabepreis von 48 Franken war so gewählt, dass die Papiere mit viel Schwung starten konnten. Dabei wurden rund 45 Prozent des Aktienkapitals ausgegeben, der Rest verbleibt bei den bisherigen Eigentümern.

Straumann hat Medartis zusammen mit Geschäftspartner Willi Miesch seit den späten neunziger Jahren aufgebaut. Das Medizintechnikunternehmen schrieb 2017 einen Umsatz von 105 Millionen Franken und einen Betriebsgewinn von 9,6 Millionen Franken. Medartis ist auf die Herstellung von Schrauben, Nägeln und Platten spezialisiert, welche

Aktienkurs von Medartis

Vom 26. März bis 03. April 2018, in Franken



bei der Heilung kleinerer Knochenbrüche an Kopf und Extremitäten zum Einsatz kommen. In diesem Markt möchte Medartis zur Nummer drei auf dem Weltmarkt aufsteigen. Florian Schwab



Thiel

Wahldummheit

Von Andreas Thiel

Glättli: Weshalb wählen immer mehr Wähler ...
Funciello: ... und Wählerinnen ...
Glättli: ... die SVP? Da stimmt doch etwas nicht mit den Wählern.
Funciello: ... und Wählerinnen.
Wermuth: Nur die Dummen wählen SVP.
Glättli: Aber die meisten SVP-Wähler haben früher links gewählt.
Wermuth: Damals waren die Dummen eben noch gescheiter.
Glättli: Wie kann man so dumm sein, die SVP zu wählen?
Wermuth: Vielleicht liegt es am Bildungssystem.
Glättli: Wieso? Die meisten Lehrer ...
Funciello: ... und Lehrerinnen ...
Glättli: ... sind doch links.
Wermuth: Vielleicht werden die Dummen von der SVP diskriminiert, wenn sie nicht SVP wählen.
Glättli: Diesen Gruppenzwang gibt es doch nur bei uns Linken.
Funciello: Welchen Gruppenzwang?
Glättli: Den Gruppenzwang, links zu wählen.
Funciello: Heisst das, ich müsste gar nicht links wählen?
Glättli: Wusstest du das nicht?
Wermuth: Pssst, nicht so laut! Die anderen könnten uns hören.
Funciello: Heisst das, ich könnte frei wählen, was ich wollte? Wieso sagt mir das keiner?
Wermuth: Wo kämen wir hin, wenn jeder wählte, was er wollten?
Glättli: Wenn die Wahlen wirklich frei wären, könnten theoretisch alle SVP wählen.
Wermuth: Und das wäre ja dann wirklich dumm.
Glättli: Siehst du jetzt, wie dumm das ist?
Funciello: Was ist dumm?
Wermuth: Freie Wahlen sind dumm.
Funciello: Die Wahlen sind frei? Warum hat mir das niemand gesagt?
Glättli: Nur die Dummen wählen, was sie wollen.
Funciello: Wie kommt es, dass die Dummen wissen, dass sie wählen können, was sie wollen, aber die Linken es nicht wissen?
Wermuth: Das liegt eben daran, dass es unter den Linken keine Dummen gibt.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Jeder will gut aussehen

Frauen im Mittelpunkt beim Vortrag «Feel good – look good» und am «Ladies Day» im Hotel «St. Gotthard». Von Hildegard Schwaninger

Drei Ärztinnen luden zu einem Vortrag zum Thema «Feel good – look good» mit anschliessendem Apéro riche, und der Andrang war nicht riesig, aber anständig. Schliesslich will jeder gut aussehen, sich gut fühlen. Und mit ein paar Bekannten ein paar Gläser Prosecco trinken und ein paar Häppchen essen ist auch attraktiv. So folgten der Einladung etwa neunzig Frauen, der Saal in der Klinik Hirslanden, wo die Referate stattfanden, war zwei Drittel voll. Alles Frauen, notabene, ein einziger Mann im Auditorium. **Christian Breymann**, der Gynäkologieprofessor, dessen Exfrau, die Gynäkologin **Bettina von Seefried**, eine der Referentinnen war. Ihr neuer Freund, IT-Spezialist **Jürg Stuker**, war der zweite Mann bei dem Anlass, er sorgte für die Technik (Videos und Mikrofone). Und irgendwann stiess Fusschirurg **Gerardo Juan Maqueira** dazu, von Seefrieds Studienfreund.

Sonst nur Frauen! Fast alle – relativ – jung (von Seefrieds Patientinnen) und gesegnet mit einer Haut, die weder Botox noch Lifting gesehen hat. Die drei Referentinnen sprachen zum Thema «Well-Aging». **Colette C. Camenisch**, die Schönheitschirurgin, die viele Prominente als Patientinnen haben soll (früher war sie Anästhesistin bei Star-Chirurg **Cédric George** in der Klinik Pyramide), **Liv Kraemer**, Fachärztin für Dermatologie, eine super aussehende Deutsche und mit ihrer eigenen Haut (fein wie Porzellan) die beste Botschafterin für ihren Be-

ruf. Was erzählte sie Neues? Dass die Sonne der ärgste Feind der Haut ist, dass man immer Sonnencreme benutzen soll und dass Schutzfaktor 30 immer genügt (SPF 50 ist überflüssig) und dass man Tagescreme auch für die Augenpartie verwenden kann (Augencreme erübrigt sich). **Bettina von Seefried** sprach über Intimchirurgie, und **Silvia Affolter** moderierte.

Colette Camenisch zitierte den amerikanischen Poeten **Ralph Waldo Emerson**: «The creation of beauty is art» («Die Schaffung von Schönheit ist Kunst»); sie fühlt sich als Künstlerin. Thema der Diskussionsrunde war, dass Schönheitschirurgie bei uns ein Tabu ist. In Amerika gibt man offen zu, wenn man «etwas machen» lässt, gibt den Freundinnen grosszügig die Adresse des besten Beauty-Doktors weiter, nur wenige hüten ihr Geheimnis.

Die meisten Frauen, die zum «Well aging»-Anlass kamen, waren jung, also noch keine potenziellen Kundinnen für Schönheitschirurgie. Oder doch? Die neue Miss Schweiz **Jastina Doreen Riederer**, 19, hat kürzlich öffentlich zugegeben, dass sie sich die Brüste vergrössern liess.

Man riskierte einen Blick auf die Frauenrunde. Wer von den schönen Frauen könnte hier nachgeholfen haben? Einige. Zugegeben hat es keine. Also – bei uns immer noch ein Tabu. Wir sind alle *natural beautys*. Und wenn wir keine (mehr) sind, dann auf zu **Colette Camenisch**. Ihre Praxis soll florieren.



Fast verliebt

Eifersüchtig? Er?

Von Claudia Schumacher

Cédric muss nur auf Whatsapp gehen, sehen, dass **Marla** online ist, schon bringt ihn das Wissen um ihre schiere Existenz in unter fünf Sekunden dazu, mit ihr schlafen zu wollen. Er sitzt in einer ande-

ren Zeitzone, hat den ganzen Tag nicht ihre Sprache gesprochen. Doch jetzt, so gleichzeitig auf Whatsapp, fühlt es sich an, als synchronisierten sich ihre Herzen. Viel länger als fünf Sekunden vermag das gute Gefühl nicht zu bleiben. Schon weicht es einem anderen. Warum schreibt sie ihm nicht? Sie ist doch online. Wem zum Teufel schreibt sie?

Seit einem Jahr kennen sie sich. Sie begegneten einander auf der Hochzeit ihrer Schwester. Ihm war schon ernst ums Herz, bevor er **Marla** das erste Mal küsste. Diese Beschwipste in einem Kleid aus flüssiger Seide, tanzend auf der Hochzeit ihrer Schwester, Blümchen im Haar – er hatte sich das angesehen und gedacht: «Der reinste Kitsch.» Cool wollte er bleiben, nicht gleich emotional werden. Aber es war Liebe, schnell – neben einem Gefühl der Unausweichlichkeit, das einen fast physischen Schmerz verursachte: Er war ihr ausgeliefert,



Fein wie Porzellan: Liv Kraemer.



Glück: Hotelière Ljuba Manz.



Oliver und Olivia Wolfensberger.

Zürichs berühmteste Hotelière **Ljuba Manz** hat immer gute Einfälle, wenn es ums Feiern geht. Bei der russisch-österreichisch-stämmigen Schweizerin vereinen sich Charme, Intelligenz und Geschäftssinn aufs Glücklichste (ihr dreissig Jahre jüngerer Ehemann schätzt auch ihren Humor), und so organisierte sie zum Internationalen Frauentag einen Event, den ausschliesslich Frauen besuchten. Mit 165 Franken war man dabei. 130 Frauen folgten der Einladung ins Hotel «St. Gotthard». Dreigangmenü, Modenschau und Disco: Der «Ladies Day» bei Ljuba Manz ist mittlerweile Tradition. Hoteldirektor **Martin Santschi** war der einzige Mann, dessen Anwesenheit toleriert wurde, neben Modekaufmann **Roberto Quaglia**, der die Gross-Couture-Modenschau organisierte. Die Kleider und Piaget-Juwelen, die auf dem Laufsteg gezeigt wurden, konnte man anschliessend kaufen. Und auf dem Laufsteg tanzten die Frauen zu Disco- und Live-Musik (DJ und Musiker waren auch Männer). Eine runde Sache, die Frauen waren zufrieden, und als Goodie-Bag bekam man noch eine Gesichtscreme von La Mer auf den Nachhauseweg.

Wer war da? **Daniela Tognoni**, Frau von Fifa-Kritiker **Guido Tognoni**, organisierte einen Tisch, Philanthropin **Renata Jacobs** mit Freundin **Jenny Dreifuss** (Künstlerin), Verlegergattin **Raquel Marquard** mit Freundin **Christine Moor** (gerade zurück von einer Zwei-Monate-Reise durch Asien mit Ehemann **Beat Moor**), die zwei Frauen (die Ex und die aktuelle) von Immobilienunternehmer **Oliver Wolfensberger** (Swiss Property), **Olivia** als Mannequin auf dem Laufsteg, seine Ex **Aurélie Sulzer** im Publikum.

Im Internet

www.schwanningerpost.com

aus eigener Kraft gab's kein Entkommen. Marla hat sich in der Beziehung verändert. Trotzdem schockiert sie ihn noch, in Momenten ist er zutiefst verzaubert. Wahr ist aber auch, dass er sie längst hasst.

Auf der anderen Erdhälfte vibriert Marlas Handy. Sie denkt an Cédric – und freut sich nur bedingt. Fast ängstlich geht sie zurück auf Whatsapp, wo sie gerade noch ihrer Mutter eine Frage zum Umtopfen von Pflanzen gestellt hat. Tatsächlich, Post von Cédric. Marla liest – oh Gott. Sie wirft das Handy neben sich auf die Couch. Ihr Magen reagiert gereizt. Woher kommt das jetzt wieder, dieser giftige Tonfall? Dabei ist Cédric ja nicht eifersüchtig, sagt er, kein bisschen sogar, es entspreche einfach nicht seinem Wesen.

Eigenartig, wie sich die Männerwelt an der Eifersuchtsfragescheidet, denkt Marla zynisch. Die eine Fraktion, klar, die ist eifersüchtig. Die

macht komische Sachen mit Frauen, verbietet ihnen vieles. Aber bei uns? Da gibt es keine eifersüchtigen Männer, Eifersucht ist nur etwas für Ehrenmörder – und für Frauen! Aber hallo, die sind doch alle eifersüchtig. Immer wieder lustig, die irrsten Eifersuchts geschichten von Frauen, auf Platz eins diese amerikanische Astronautin, die in Windeln von Houston nach Orlando fuhr, um die Geliebte ihres Freundes zu töten. Aber Männer im Westen, die sind definitiv nicht eifersüchtig, man muss sie nur fragen. Trotzdem hat Marla versucht, Cédric keinen Grund zur Eifersucht zu geben. Sie kleidet sich nicht mehr sexy. Strahlt nicht mehr so. Und fragt sich, wie lange es noch dauert, bis auch diese Beziehung an etwas zerbricht, was seiner Meinung nach nicht im Geringsten, aber wirklich kein bisschen, existiert.



Unten durch Gandhi

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du siehst in der S-Bahn drei Rekruten mit Gepäck und Waffe sitzen. «So, ist die RS fertig?», fragst du, und sie nicken. «Und? War's hart?», fragst du, und sie nicken. «Panzergranadiere?», fragst du, und sie nicken. «Ich war bei den Funkerpionieren», sagst du, «wir haben im Feindgebiet Drähte verlegt.» Jetzt schauen sie aus dem Fenster. «Ich sagte, wir haben Drähte verlegt!», sagst du, und jetzt nickt wenigstens einer. Seine Eltern waren ganz bestimmt keine Schweizer, aber er sieht aus, als würde er einen guten Scherz verstehen. «Aber dann nicht mit dem Sturmgewehr auf dem Weihnachtsmarkt rumballern, gell!», sagst du und lachst. «Sono di Lugano», sagt er und schaut wieder aus dem Fenster. Jetzt verstehst du, warum sie kein Wort sagen. Sie beherrschen die deutsche Sprache nicht. Wahrscheinlich verstehen sie sich auch untereinander nicht – im Tessin wird ja in jedem Dorf ein anderer Dialekt gesprochen. «Tutto di Lugano?», fragst du. Sie drehen ihre Köpfe ganz langsam vom Fenster weg und schauen dich an. «Tutto Ticino? Boccalino? Salametti?», fragst du. Sie schauen einander an, und dann nicken sie, stehen auf und setzen sich mit Sack und Pack in den nächsten Wagen.

Du bist kein übertrieben misstrauischer Mensch, aber dieses Verhalten kommt dir jetzt doch verdächtig vor. Ausserdem ist heute Mittwoch. Die Rekrutenschule endet doch aber bestimmt an einem Freitagabend oder Samstag, damit die Freundin zu Hause ist, wenn die Burschen heimkommen. Du willst den drei jungen Männern nichts unterstellen, aber in unseren Zeiten des Terrors ist es nicht ausgeschlossen, dass sie in eine Kaserne eingebrochen sind und sich Uniformen und Sturmgewehre beschafft haben. Du setzt dich jetzt also auch in den anderen Wagen, direkt neben die angeblichen Rekruten. Als sie dich sehen, schauen sie einander an, wie um zu sagen: «Er ahnt etwas! Was sollen wir tun?» Du lächelst nur und sagst zuerst gar nichts. In einem Tunnel beobachtest du die drei in deinem Fenster, das ist ein alter Spionagetrick. Zwei von ihnen halten die Sturmgewehre kampfbereit zwischen den Knien. Der andere aber hat sein Gewehr oben in die Gepäckablage gelegt – das könnte ein An-

>>> Fortsetzung auf Seite 70

zeichen dafür sein, dass er am Sinn eines Masakers noch zweifelt. Also fragst du genau diesen Rekruten: «Your gun, is it loaded?» Er schüttelt den Kopf. «And you», fragst du die anderen beiden, «gun loaded?» Sie schütteln die Köpfe. «Can I please control it?», fragst du und bist darauf gefasst, dass du gleich Deckung suchen musst.

Während deiner Ausbildung zum Funkerpionier musstest du nur Deckung suchen, wenn du während einer Nachtwache mit einem Playboy-Heftli allein sein wolltest. Du hast also keine Gefechtserfahrung, aber schräg gegenüber sitzt eine stark übergewichtige ältere Dame, und du gehst jetzt einfach mal davon aus, dass ihr Körper dich vor den Kugeln schützen wird, sofern du es schaffst, rechtzeitig hinter ihr in Deckung zu gehen. Du stehst auf, um im Ernstfall gleich hinter die Frau hechten zu können, und sagst zu den Burschen: «I said, I need to control your fucking weapons!» Jetzt erkennst du ganz deutlich die Angst in den Augen der Pseudorekruten. Dir selbst rinnt zwar auch der Schweiß von der Stirn, aber trotzdem fühlst du dich total gut, wie John F. Kennedy oder Gandhi oder sonst jemand mit viel Zivilcourage. «Her with the guns! I count on three!», sagst du, und bei «three!» kommen zwei riesige Kontrolleure in den Wagen. Einer der Rekruten springt auf und sagt mit Tessiner Akzent, dass du ihn und seine Kameraden zwingen wolltest, dir ihre Sturmgewehre zu geben.

Den Rest des Tages verbringst du in einem fensterlosen Raum mit zwei relativ freundlichen Herren vom Nachrichtendienst des Bundes, die dich zu deiner Einstellung zu Weihnachtsmärkten und zur Begrüssung von Frauen durch Händeschütteln befragen.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Freier Radikaler

Von Peter Rüedi

Ich bin ein Heimwehthurgauer. Das ist für jeden unverständlich, es sei denn, er sei auch einer. Für die allermeisten Miteidgenossen hört die Schweiz jenseits von Winterthur auf, und tatsächlich muss man, vom pittoresken Untersee einmal abgesehen, schon mit dem besonderen Blick des Eingeborenen gesegnet sein, um die schöne agrarische Ereignislosigkeit des Seerückens oder des Thurtals als Qualität zu empfinden. Die Abwesenheit von Sensationen als Sensation. So war das jedenfalls, bevor ich mich für Wein zu interessieren begann und also für das kleine Epizentrum, das in dieser Hinsicht der Ottenberg bei Weinfeldern geworden ist. Am Anfang war das Schlossgut Bachtobel, dessen damals noch ziemlich beerlimässigen Weine schon in meiner Kindheit bei sehr besonderen Gelegenheiten auf den Tisch des im Prinzip abstinenten Lehrerhaushalts kamen, in welchem ich aufwuchs. Das war noch lange bevor der legendäre Hans Ulrich Kesselring diese Weine in eine andere Kategorie beförderte, nämlich unter die besten Blauburgunder der Schweiz. Und weil es bei Spitzenwinzern ist wie bei Spitzenköchen,

dass sich um einen Crack oft weitere versammeln, arbeiteten sich gleich mehrere Weinfelder Betriebe aus dem langen Schatten von Kesselring: zuerst dessen eigener Neffe und Nachfolger auf Bachtobel, Johannes Meier, dann Michael Burkhardt und Martin Wolfer, und nicht zuletzt Michael Broger. Letzterer sammelte noch während fast eines Jahrzehnts bei Kesselring Erfahrungen auf Bachtobel und ist seit 2003 auf seinem Betrieb mit knapp drei Hektaren Reben (10 000 bis 12 000 Flaschen) je nach Sichtweise der Originellste, Ausgefallenste oder Radikalste von allen. Ein Bauer, aber einer von der gelehrten Sorte, nach dem Motto: «Wer nur von Wein etwas versteht, versteht auch den nicht recht.»

Will sagen: Broger führt als Einmannbetrieb eine integrierte Landwirtschaft mit Skudde-Heideschafen (die «Rasenmäher» auf den Grünflächen zwischen den Rebzeilen) und Wollschweinen, aus denen er selber from nose to tail Merguez und saucisse au choux fertigt. Broger folgt Grundsätzen der Biodynamik, aber ohne dogmatische Sturheit: kaum Chemie im Rebberg, keine Reinzuchtheften im Keller, keine Filtration der Weine, kaum oder gar kein Schwefel. Klingt, als müsste daraus Agrarmetaphysik in Flaschen resultieren. Ist aber nicht so. Sein Blauburgunder Ottenberg 2015 «Alte Rebe» ist ein wunderbarer Blauburgunder at its best: rund, ausbalanciert, süsse, kräftige rote Frucht, ein Wein voller Finesse und mit beeindruckender Länge, der problemlos noch opulentere Begleiter als Brogers Eigenbau-Mostbröckli aushält. Ich habe die Version 2015 probiert, die jüngste ist die von 2016, ein schwierigeres Jahr; aber eben darin zeigt sich der Meister. Die Weine des Einhandseglers kommen halt mit dem Tropfenzähler auf den Markt. Es hät, solang's hät.

Ottenberger Blauburgunder «Alte Rebe» 2016. 13 %. Fr. 36.–. www.broger-weinbau.ch



Salz & Pfeffer

Tunfisch und Bison statt Molke

Von Andreas Honegger

Weissbad im Appenzellerland hat eine lange Tradition. Einst ein Molkenkurort, an dem geschwächte Menschen aus ganz Europa wieder Lebenskraft suchten,

ist es heute ein Ort für Rekonvaleszente, die sich mit einer Therapie am Fusse des Hohen Kastens wieder auf den normalen Alltag vorbereiten. Der «Hof Weissbad» versteht sich aber auch als gepflegtes Hotel mit einem Angebot, das sich irgendwo zwischen vier und fünf Sternen ansiedelt. Er findet so grossen Zuspruch, dass unmittelbar gegenüber ein grosszügiger Erweiterungsbau, die «Weissbad-Lodge», erstellt wird. Der «Hof Weissbad» verfügt über eine Halle mit Lobby und gepflegter Bar, vor allem aber über ein – jüngst noch erweitertes – Angebot an traditionellen und modernen Restaurants, in denen man gepflegt essen kann. Etwa die gemütlich-elegante «Schotten-Sepp-Stube» oder das moderne Restaurant «Flickflauser» und im Sommer natürlich die grosse Terrasse im Freien. Zum Glück hatten wir reserviert, denn die halbe Ostschweiz trifft sich offenbar hier am Wochenende zu gastronomischen Genüssen. Am Herd steht Käthi Fässler aus dem benach-

barten Brülisau, die 2009/10 vom «Gault Millau» zur «Köchin des Jahres» gekürt und mit 16 Punkten bedacht wurde.

Wir starteten mit einem hervorragenden Tunfisch-Tataki und einem Schweinsfilet, das nicht nur gut gekocht, sondern auch sehr ansehnlich angerichtet auf den Tisch kam. Klassisch an einer Schaumweinsauce wurden die Seezungenröllchen serviert. Prächtig indessen war ein grosser Block von einem Bison-Entrecôte, gleichmässig rot durchblutet und zart wie ein Filet. Den gelungenen Abschluss machte ein Champagnerglace mit Blutorangenfilets. Die Weinkarte strotzt vor Informationen und umfasst edle Namen, aber auch einfachere Gewächse. Wir hatten einen rundum gelungenen Abend und bezahlten zu fünft rund 400 Franken.

Hof Weissbad, Im Park 1, Weissbad, Tel. 071 798 80 80, info@hofweissbad.ch



Auto

Reisen mit «Sport plus»

Für eine übersichtliche Menge Geld bekommt man bei Kia ziemlich viel gutes Automobil. Wir empfehlen: den Stinger. *Von David Schnapp*

Gelegentlich wird der Autokolumnist auf freundschaftlicher Basis bei Beratungsgesprächen hinzugezogen, in denen es darum geht, in welches Kraftfahrzeug man Geld investieren sollte. Gerade bei mittleren Budgets lautet die Antwort oft: «Schau dir mal einen Kia an.» Seit neuestem hat die koreanische Marke auch im Bereich der sportlichen Limousinen ein schier unschlagbares Angebot.

Im vergangenen Herbst hatte ich erstmals über den Kia Stinger berichtet (*Weltwoche* Nr. 41/17), nun konnte ich ihn endlich über zwei Wochen im schweizerischen Alltag bewegen. Der gute erste Eindruck, an den ich mich noch erinnerte, hat sich nicht verändert, der Stinger ist eine ästhetische Erscheinung mit klarer Linienführung. Beim Interieur hat man sich wohl von den europäischen Vorbildern inspirieren lassen, daraus aber seine eigenen Schlüsse gezogen. Wollte man in Sachen Design streng sein, könnte man vielleicht die beiden Lufteinlass-Attrappen aus Kunststoff auf der Motorhaube anführen oder den etwas klobig-aufgesetzten wirkenden Bildschirm im Innern.

Aber zur Strenge besteht kein Anlass. Wo man im Stinger hinschaut oder hinfasst, treffen Augen und Finger auf qualitativ hochwertige Materialien und Verarbeitung.

Der Stinger ist vermutlich das erste Auto von Kia, nach dem sich Leute auf der Strasse umdrehen. Und das Angebot, das einem Kia macht, gehört zu der Sorte, die man nur schwer ablehnen kann: Für knapp 60 000 Franken bekommt man einen formschönen, sportlichen Wagen mit V6-Turbo-Benzinmotor, 370 PS und sieben Jahren Garantie.

Vor allem aber ist der Stinger ein vielseitiges Reisegefährt. Ich hatte in Vals zu tun, das heisst erst mal 147 Kilometer monotone Autobahn, dabei hilft die Kombination aus komfortablem Fahrwerk, Abstandsradar-Tempomaten und Spurhalteassistenten, um entspannt voranzukommen. Zur komfortablen Ausstattung gehören auch ein gutes Soundsystem, ein Head-up-Display und weitere nützliche Technikleinigkeiten. Ein Detail am Rande: Gemäss der geltenden EU-Norm verbraucht der Stinger im Durchschnitt

10,6 Liter Superbenzin auf 100 Kilometer, in meinem Test über zwei Wochen kam ich mit 10,5 Litern noch unter diesen Wert.

Kaum hatte ich Laax und Flims hinter mir gelassen, wechselte ich ins Fahrprogramm «Sport plus», nahm Herz und Lenkrad fest in die Hände. Mit der scheinbaren Leichtigkeit einer Bergziege geht der Kia um die Kurven, beschleunigt an deren Ausgang mühelos, und das gelockerte ESP lässt leichte Bewegungen des Hecks zu. Trotzdem gibt einem der Allradantrieb ein sicheres Gefühl, und auch wenn die Winterreifen in scharf angegangenen Kurven anfangen zu «singen», ist es ein ziemlich grosses Vergnügen, mit diesem Auto eine Bergstrasse hinaufzuziehen.

In mir erwacht jetzt das Kind. Vor mir habe ich einen Mercedes SL 500, der schnell davonziehen möchte. Allein, der Kia lässt sich nicht so schnell abschütteln: Wir bleiben dran. Der Stinger gibt immer wieder Anlass zu solchen einfachen, freudvollen Momenten im Leben eines Autofahrers, den die eigene Pubertät für ein paar Augenblicke wieder eingeholt hat.

Das Schöne am sportlichen Kia ist letztlich, dass er verschiedene Disziplinen des Automobils beherrscht: eleganter Gran Turismo, Familien- und Sportwagen gleichzeitig.

Kia Stinger GT 3.3 T-GDi 4WD
Leistung: 370 PS/272 kW, Hubraum: 3342 ccm
Beschleunigung 0–100 km/h: 4,9 sec
Höchstgeschwindigkeit: 270 km/h;
Verbrauch: 10,6 l (EU-Norm). Preis: Fr. 59 200.–

Nach ihr die Sintflut

Als Mozart den Soundtrack zum späten Rokoko erschafft, erfindet sie das Design dazu: Jeanne-Antoinette Poisson, geadelte Marquise de Pompadour, ist die kreativste Mätresse der Geschichte – und die meistgehasste. Von Dagmar Just

Normale Könige oder Hofdamen platzieren sich auf offiziellen Porträts frontal und stets in der Mitte des Bilds. Sie nicht. Die Marquise de Pompadour drapiert ihr Kleid im Zentrum des berühmten, 1756 von Louis XV. persönlich bei Frankreichs erstem Maler François Boucher bestellten Porträt der *mâtresse en titre*. Stoff statt Gesicht! Was für ein Affront! Fläschengrüne Seide, die sich wie ein Wasserfall über die Leinwand ergiesst, mit tropfenartig aufgestickten Rosen und Schaumkronen aus Klöppelspitze, während der Kopf knapp unter dem oberen rechten Bildrand schwebt und der Blick am Betrachter der Pompadours vorbeigeht. Der zweite Skandal: das Interieur. Kein Boudoir – ein Studierzimmer! Schreibtisch, Tinte, Feder, ein geöffneter Brief, Noten, Mappen, Skizzenblätter, ein Bücherschrank mit ihrem Wappen und einer Uhr, die auf drei Uhr vierzig steht. Eine Edelhure, die sich als Doppelexistenz inszeniert: offiziell in ihrem «Amt» als mondäne Rokoko-Kokotte und privat als Liebhaberin tiefer Gedanken und schöner Künste. Halb Marilyn, halb Susan Sonntag – das traut sich keine ausser ihr. Selbst eine Angela Merkel zeigt sich ja lieber im Fussballstadion als zwischen unpopulären Büchern. Prompt prasseln Spott und Hass auf die Marquise nieder, als sie das zwei mal ein

Meter fünfzig grosse Bild erstmals im Pariser Salon präsentiert: «Es ist so überladen von Zierat, Bommeln und allen Sorten von Firlefanz, dass es allen Leuten von Geschmack in den Augen schmerzt» (Baron von Grimm).

Kunst statt Sex

Kunst statt Sex

Sie ist 35 auf diesem Bild, seit elf Jahren erste Mätresse des Königs und Frankreichs zweite First Lady. «Es war höchst angenehm, mit einem so hübschen Premierminister zu tun zu haben, dessen Lachen einen bezauberte und der so gut zuzuhören wusste. Vermutlich gab es kein Amt und keine einzige Gunst, die nicht von ihr kamen» (Emmanuel Herzog von Croÿ). Ihr tägliches Pensum ist enorm, ihre Agenda gleicht der einer grossen Konzernchefin. Da sind die Pflichten bei Hof: «Ich habe kaum eine Minute für mich... Königin, Kronprinz, Kronprinzessin.» Dazu ihre Mission beim König. Für ihn tanzt sie in Balletten, singt in Opern, spielt Hauptrollen im eigenen Theater. Als 1751 ihre

sexuelle Beziehung einschläft, kriert sie den «Hirschpark», eine Art Privatbordell, wo Bürgermädchen im Gegenzug für das Vergnügen, das sie dem König bereiten, reich heiraten oder gut verdienen können. Daneben profiliert sie sich als grösste Mäzenin, die es je gab, sammelt Gemälde, Möbel, Plastiken, Tapisserien, Porzellan aus Sèvres, Meissen, China. Furchtlos und geschmackssicher fördert sie parallel dazu auch zeitgenössische Künstler. Architekten, Bildhauer, Schneider, Köche, Graveure versorgt sie mit lukrativen Aufträgen. Voltaire verhilft sie zu einem gutdotierten Job, Rousseau inszeniert sie auf ihrer Bühne, und den König bringt sie trotz seiner Intellektuellen-Aversion dazu, das drohende Verbot der «Encyclopédie» von Diderot abzuwenden. Tiefsinnig und elegant korrespondiert sie mit dem Papst und Frankreichs Marschällen wie mit ihren Freundinnen.



Kulturidol Europas: Louis XV.

«Wissen Sie, dass ich das Palais D'Evreux [den heutigen Elysée-Palast] gekauft habe?... Ich werde es abreissen lassen und ein neues Haus mehr nach meinem Geschmack bauen. Überall wird über Bausucht gespottet: Ich stehe voll und ganz zu dieser angeblichen Besessenheit, die so vielen Elenden Brot gibt. Mich vergnügt es nicht, das Gold in meinen Truhen anzustarren; vielmehr finde ich Gefallen daran, es unter die Leute zu bringen.» Sie ist ein Glücksfall für Frankreich und seinen notorisch politikverdrossenen, melancholisch stotternden König. Karossen, Stoffe, Ragouts, Kamine, Statuetten, Uhren und Spiegel, Kleider, Frisuren, ein Tisch, ein Sofa, ein Stuhl, ein Bett und Schleifen, Dosen, Fächer, Etuis, sogar Zahnstocher à la Pompadour galten damals als Dernier Cri. Mit rätselhafter Energie erschafft sie als erste Frau überhaupt ein eigenes Label, das einem ganzen Land – nach dem Tod des Sonnenkönigs – noch einmal zu Glanz und Glamour und zum Aufstieg als Kulturidol Europas verhilft. Ihre dreizehn Wohnsitze und sonstigen Pompadouriana wären heute Tourismusattraktionen und stünden neben Eiffelturm und Louvre auf der Weltkulturerbe-Liste.

Doch die Geschichte folgt ihrer eigenen Logik, und Jeanne-Antoinette hatte zu viele Feinde. Vom Erzbischof über die Dauphine bis zum Bäcker im Volk verübeln es ihr alle, dass sie nicht eitel und einfältig genug ist, sich mit der Rolle jeder Durchschnittsmätresse als Luxusmodell

und erstes Partygirl der Nation zu begnügen. Sie wünschen sie auf den Scheiterhaufen, ins Kloster oder ins Exil, weil sie unsentimental und beseelt ihre Frau stehen und den Platz nach allen Regeln der Kunst ausfüllen will, an den das Schicksal sie gestellt hat: «Obschon Staatsangelegenheiten den Frauen im Allgemeinen sehr gleichgültig sind, können und dürfen sie es mir nicht sein.» Folglich lastet man ihr an, was man kann: die Ausgaben, mit denen sie ihre Kulturpolitik finanziert; das Netzwerk, mit dem sie ihre Projekte lanciert, und obendrein sämtliche Katastrophen der französischen Politik im Siebenjährigen Krieg – auch wenn für jede grössere Aktion das Plazet des Königs nötig ist.

«Hier leben nur Automaten, kein einziger Mensch, mit Ausnahme des Königs. Kommen Sie doch dann und wann, um mich zu bilden und zu trösten», schreibt schon die 30-Jährige ernüchert an Montesquieu. Nach der verheerenden Niederlage von Rossbach legt man ihr dann das geflügelte Wort «Après nous le déluge!» (Nach uns die Sintflut!) in den Mund – zum Beweis ihrer Niedertracht. «Ich habe nach Grösse verlangt. Jetzt bin ich ihrer überdrüssig und muss dennoch ein fröhliches Gesicht aufsetzen. Doch im Herzen trage ich den Tod.» Müde und erschöpft stirbt sie im April 1767, erst 42-jährig. Kurz danach werden ihr Grab und ihre Residenzen verwüstet und sie selbst wird zur Hassfigur des Ancien Régime schlechthin. Ein einziger ihrer mächtigen Feinde beteiligt sich nicht an diesem Marquisen-Mobbing. Der Preussenkönig Friedrich der Grosse erwirbt kurz nach ihrem Tod ausgerechnet ihre *pendule aux biches*, die Pendeluhr mit Glockenspiel und Hirschkühen, aus ihrem Nachlass. Gibt es ein Requisit, das intimer und symbolhafter mit ihr verknüpft ist – abgesehen von dem Kleid auf Bouchers Porträt? Damit nicht genug. 1773 verfasst der Feldherr auch noch ein wegen seiner Blasphemie erst postum veröffentlichtes Buch mit ihr als zweiter Hauptfigur: «Dialogue des morts entre Madame de Pompadour et la Vierge Marie». Zu unterstellen, der sechzigjährige Stratege nutze das Papier, um noch nach zwanzig Jahren «seine Verachtung zu entladen», ist absurd. Vielleicht, dass er stattdessen – nach Prüfung aller Möglichkeiten – in der Pompadour seinen einzigen ebenbürtigen Gegenspieler im Frankreich seiner Zeit erkannt und ihr deshalb einen Platz in der Geschichte gesichert hat?

Lesen Sie nächste Woche:
Jeanne d'Arc



Halb Marilyn Monroe, halb Susan Sontag: Marquise de Pompadour.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man mit dem kostbaren weissen Nerzmantel, den man von seiner Mutter geerbt hat, in die Öffentlichkeit gehen? Ich bin im Tierschutz aktiv und würde mir nicht einmal eine Jacke mit pelzbesetzter Kapuze kaufen. Aber da der Mantel nun mal existiert, kann ich auch nicht dafür sein, ihn einfach zu entsorgen.

Annemarie Walther, Turgi

Ein weisser Nerz war das Ausrufezeichen unter den teuren Pelzen. Er stand für Femme fatale, für Marlene und Marilyn, die ihn nachlässig von ihren nackten Schultern gleiten liessen. Heute gibt es ihn für ein paar hundert Franken auf Ebay. Er steht für einen Glamour aus einer vergangenen Zeit. Wenn Sie das seltene Talent haben, mit Ironie einen aufsehenerregenden Auftritt hinzulegen, sollten Sie das Erbstück unbedingt ausführen und die hochgezogenen Augenbrauen von Passanten ignorieren. Wenn nicht, geniessen Sie Ihre innere Marilyn daheim vor dem Spiegel. *Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Danke, dass Sie uns am Gründonnerstag das weltberühmte <Abendmahl>-Bild geschenkt haben.» *Peider Ruepp*

Weltberühmt

Nr. 13 – «Jesus und die Frauen»; Titelgeschichte

Danke, dass Sie uns am Gründonnerstag das weltberühmte «Abendmahl»-Bild geschenkt haben. Gerne lassen wir uns an Pfingsten und Weihnachten einmal mehr überraschen.

Peider Ruepp, Sursee

Klarer Kopf

Nr. 13 – «Ozeane des Wahnsinns»; Editorial von Roger Köppel

Unglaublich, was da abgeht. Das Editorial ist etwas vom Besten, was ich in letzter Zeit gelesen habe. Aufgrund einer «plausiblen» Annahme geht ein solches Kesselreiben gegen Russland und Putin los. Wenn man konkrete Beweise hätte, würde ich das ja verstehen, aber nicht so. Endlich jemand, der klaren Kopf behält und die Dinge beim Namen nennt.

Leo Baumann, Luzern

Billiger als Beamte

Nr. 13 – «Parteien-Finanzierer-Geheimnis tot»; Kolumne von Peter Bodenmann

Wozu brauchen wir die Transparenz-Initiative, wenn der Autor bereits weiss, wer welche Parteien finanziert? Statt die Bürokratie weiter aufzublähen, könnte Herr Bodenmann jährlich einen Parteienfinanzierungsbericht erstellen, gegen ein angemessenes Honorar selbstverständlich. Das wäre immer noch viel billiger als ein Bundesamt für Parteienfinanzierungstransparenz mit Heerscharen von zusätzlichen Beamten. *Urs Waltenspül, Aarau*

Hugenottische Charaktereigenschaften

Nr. 13 – «Kopf der Woche»; Florian Schwab über Marc Jean-Richard-dit-Bressel

Marc Jean-Richard-dit-Bressel, der Staatsanwalt, der gegen den ehemaligen Raiffeisen-Chef ermittelt, verfüge über einen «exotischen Namen», meint der Autor. Der frühere Verwandte namens Daniel (1665–1741) soll weit in der Welt herumgekommen sein, um sich 1679 schliesslich in der Gegend von Le Locle anzusiedeln. Dort ehrt ihn eine neun Meter hohe Statue als angeblichen «Begründer der dortigen Uhrenindustrie». Wer über das Geschlecht «Jean-Richard-dit-Bressel» forscht, findet den Namen auf einer Liste von Hugenotten – jene Franzosen, die wegen ihres reformierten Glaubens verfolgt wurden und als Flüchtlinge bei uns Aufnahme fanden. Bei weiterem Suchen nach Hugenotten mit heute bekannten Namen

erscheinen Persönlichkeiten und Firmennamen wie beispielsweise: Suchard (Schokolade), Sarasin (Bankier), Thilo Sarrasin (Banker), Theodor Fontane (Dichter) und so fort. Wer den Artikel über den Staatsanwalt unter diesem historischen Aspekt liest, dürfte empfinden, dass Marc Jean-Richard-dit-Bressel über hugenottische Charaktereigenschaften verfügt. *Hans Steffen, Fischenthal*

Schlüssig und treffend

Nr. 13 – «Schachfiguren der Elite»; Frank Furedi über Populismus

Ich kann mich kurz fassen: Der Artikel kommt mir so schlüssig und treffend vor, dass ich ihn eigentlich als Pflichtlektüre für alle Politiker und namentlich für europäische Parlamentarier empfehlen möchte! Es mag Zufall sein oder auch nicht, aber das Editorial des Chefredaktors in derselben Nummer passt voll und ganz zu diesem Aspekt. Das ist die *Weltwoche*, wie ich sie kennen- und schätzen gelernt habe.

Arno Müller, Kappel

Weltwoche allgemein

Ein herzliches Dankeschön an Kurt W. Zimmermann für seine wöchentlichen Einblicke. Meine Lieblingskolumne, auch wenn ich die meisten Redaktoren äusserst gerne lese. Grosse Kino! *Daniel Amstutz, Zürich*

Korrigenda



Zum Text «Die Kritik greift voll daneben» von Jérôme Endrass und Thomas Noll (*Weltwoche* Nr. 13/18) veröffentlichten wir ein falsches Autorenfoto von Thomas Noll. Wir bitten Herrn Noll (Bild) um Entschuldigung.

Im Artikel «Der Mann, der Pierin Vincenz hinter Gitter brachte» (*Weltwoche* Nr. 13/18) über Marc Jean-Richard-dit-Bressel haben wir fälschlicherweise geschrieben, Jean-Richard habe einen Adoptivsohn. Das ist nicht korrekt. Das Ehepaar hat einen leiblichen Sohn. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

	1			2		3	4		5			6	
7		8	9								10	11	12
13						14			15		16		
17					18								
		19							20				
	21				22		23					24	
25					26						27		
	28			29			30				31		
32				33	34						35		36
37							38				39		
				40						41			
42									43				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Wachsamkeits-Antennen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Das Herz ist nur ohne Seele eines. 7 Bei angesagtem Regen kommt sie gerade auf dem Velo gelegen. 10 Basel, für den etwas schreibschwachen Romand. 13 Eine Riese, doch was für einer wohl? 14 Eine wie die Oberrheinische. 17 Eigenart, die sich gerne mit Eigensinn paart. 18 Unser Samichlaus mag es sprachlich englisch. 19 Eine Art seriöse Verkleidung und ganz offiziell. 20 Die Unendlichkeit des Raums, dafür stand sie im Neuen Reich. 21 Archaische Imker waren da am Werk. 22 Die Prüfung hat es in sich, das wissen auch Doktoranden. 25 Zahl und Wort sind eins, wenn sie denn weiblich sind. 26 Mit zusätzlichem g wäre es im Internet hilfreich. 27 An der Rede erkennt man die Toren und ihn an den Ohren. 28 Ein solches Rad gibt beim Fahren die Richtung an. 30 Der Adelstitel geriet hier ziemlich ducheinander. 32 Drei Buchstaben für das Drei-Säulen-System. 33 Der Holzweg inklusive viel Moral führt zum Teufel. 35 Solche ein Heilverfahren dauert manchmal ziemlich lang. 37 Traditioneller Höhepunkt des Unternehmens Camille Bloch. 38 Bei der Beziehung ist Amor bestimmt nicht weit. 40 Als Madame ging die Radiologin und Nobelpreisträgerin in die Geschichte ein. 41 Sie sind genau so wie ihre Empfehlungen. 42 Sie reicht von Unrast bis zum Angstgefühl. 43 Kopfbedeckung ohne Krempe oder Schirm, doch je nach Träger mit Charme.

Senkrecht — 1 Bleibt etwas übrig, spricht man von ihm. 2 Kein ICE, einer der DB Regio. 3 Toronto, provinziell gesehen. 4 Blitzblank, und damit so. 5 Für manche, Frauen wie Männer, sind sie das Salz des Lebens. 6 Eine hoffentlich kulinarische Kombination, denkt sich der Schweizer. 7 Wer von solchen Studien spricht, denkt oft auch an Italien. 8 Filippo: Journalist, Politiker. 9 Für erwünschtes Resultat braucht es viel Sich-einfühlen. 10 Energiemessgeräte brauchen einen. 11 Der Glückliche, wie Lateiner sagen, in seiner Höhle am Thunersee. 12 Was wie eine Ernte aussieht, weist aus anderer Perspektive auf ein Lasttier. 15 Sie hat das menschliche Verhalten zum Thema. 16 Der Ton, der wie zum Hohn eine Antwort gibt. 18 Ruhestätte, und im Rückblick hört man es wachsen. 21 Die Italienerin steht seit mehr als 50 Jahren auf der Bühne und singt. 23 Wandteppich mit prachtvollen Bildern. 24 Nichts für die Disco, jener alte höfische Gesellschaftstanz. 29 Petra, die schreibt, etwa „Man küsst sich immer zweimal“. 31 Der gesuchte spezielle Duft für die parfümierte Luft stammt aus einem Verdauungstrakt. 32 Der Beat: Bergfloh auf Rädern. 34 Solche Fuchshöhlen nennen wir dann so. 35 Kühe lieben die Pflanze, Kunstliebhaber den Maler. 36 Damit verwandelt sich der Berg in Zürich in ein Museum. 39 Organ, human und dazu typisch amerikanisch.

© Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 561

G	Z	S	Z	K	A	N	N	E	P	S			
R	I	T	U	S	R	E	R	B	O	S	T		
L	E	E	R	E	H	A	V	A	R	I	E	E	
A	T	L	A	N	T	I	S	P	O	R	T	A	L
E	L	E	N	D	L	G	E	R	E	L			
S	D	E	B	A	K	E	L	M	U	S	E		
S	Z	R	A	L	L	E	R	E	N	T			
I	B	I	S	Y	A	N	S	I	E	U	R		
G	O	E	L	A	E	M	A	L	E	R	I	N	
E	R	I	T	R	E	A	A	G	E	N	D	A	
B	I	E	G	E	N	U	W	E	S	S	E	N	
G	N	O	M	A	K	Z	E	N	T	Y			

Waagrecht — 1 GZSZ 5 KANNE 11 RITUS 12 ERBOST 14 LEERE 15 HAVARIE 16 ATLANTIS 17 PORTAL 18 ELEND 19 GERE (amerik. Filmschauspieler, A. Gigolo = Filmtitel) 20 DEBAKEL 23 MUSE 27 (Atlantis-) RALLE 28 RENT (rent. engl. f. Miete) 29 IBIS 32 ANSI 34 EUR 35 GOELAE 37 MALERIN 39 ERITREA 40 AGENDA 42 BIEGEN 43 WESSEN 44 GNOM 45 AKZENT

Senkrecht — 1 GRETL 2 ZIELE 3 STRAND 4 ZUENDER 6 ARAS 7 NEAPEL 8 ERROR (engl. f. Irrtum) 9 POET 10 STELLE 13 BIREME 14 LAESSIG 15 HILAL (Mondsichel im Islam) 19 GEENA 21 BAYERN 22 KLAMAUK 4 UNEINS 25 STUNDE 26 ZIEREN 28 RIEGEN 30 BOEIG 31 SLIGO 33 SLAWE 36 ATEM (-zug) 38 REST 41 ANY (engl. f. etwas)

Lösungswort — **POLARISIERUNG**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



TYPE XXI 3817

HISTORY IS STILL BEING WRITTEN...

LOUIS BREGUET (1880-1955) LUFTFAHRTPIONIER
UND BERÜHMTER FLUGZEUGBAUER – WWW.BREGUET.COM


Breguet
Depuis 1775